

## **Wissen verständlich vermitteln Möglichkeiten der Wissenschaftskommunikation am Beispiel „Islamistischer Terrorismus: Die konstruierte Bedrohung“**

Kai Frederik Jostmeier, Philemon Schick und Max Schweizer, Eberhard Karls Universität Tübingen

**Summary.** The study presented relies on the presumption that science can only keep its social legitimacy, in the long term, when it successfully shares its knowledge and research process with the public. The study looks at promising ways of external communication of knowledge by presenting rhetorical and semantic factors for successful science communication in the first chapter. An important principle is to reformulate complex thoughts and theories in a way that makes them accessible and interesting for laypersons. The second chapter will elucidate the methods presented, based on a lecture presented by the authors in February 2018. This lecture aimed for a reduction of complexity and minimalistic design with the extensive use of pictographic elements and attempted to transform the article “Islamic Terrorism: The Constructed Thread” that Andreas Bock, professor of political science in Berlin, gave in April 2017, into an entertaining and easily understandable form, in particular for an audience of laypersons. To reach this goal, the authors made use of practices and rules developed in the field of science journalism: concise phrasing, simplified depiction of abstract theories, narrative embedding, use of numbers and charts only where necessary, et cetera.

**Zusammenfassung.** Am Ausgangspunkt der vorliegenden Untersuchung steht die Annahme, dass die Wissenschaft ihre gesellschaftliche Legitimität nur langfristig erhalten kann, wenn sie ihre Erkenntnisse und Forschungsprozesse öffentlichkeitswirksam kommuniziert. Die Untersuchung widmet sich den Möglichkeiten solch einer effektiven, externen Wissenschaftsvermittlung, indem sie im ersten Teil die für diesen Zweck erfolgversprechenden rhetorischen und semantischen Faktoren vorstellt. Grundsatz eines Großteils solch wissenschaftskommunikativer Ansätze ist das Herunterbrechen von komplexen Gedankengängen und Theoriegerüsten auf ein allgemein verständliches Niveau. Im zweiten Teil werden diese vorgestellten Methoden anhand eines im Februar 2018 gehaltenen Vortrages der Autoren exemplarisch erläutert. Der Vortrag wurde in einem minimalistischen, piktogramatischen Stil gehalten und stellte den Versuch

dar, den Aufsatz des Berliner Politikprofessors Andreas Bock, „Islamistischer Terrorismus: Die konstruierte Bedrohung“ (April 2017) in einer kurzweiligen Form einem fachfremden Publikum zu vermitteln. Die Autoren griffen bei der konzeptionellen und grafischen Gestaltung auf gängige Praktiken und Regeln des Wissenschaftsjournalismus zurück: prägnante Formulierungen, vereinfachte Darstellungen abstrakter Theorien, narrative Einbettungen, Vermeidung von zu vielen Zahlen und Daten usw.

## 1. Einleitung

Wie vermittelt man Wissenschaft? Mit dieser Frage haben sich Kulturwissenschaftler\_innen unterschiedlicher disziplinärer Herkunft wie Jutta von Campenhausen, Thomas Gloning oder Joachim Böhringer in der jüngsten Vergangenheit intensiv auseinandergesetzt. Sie sind sich einig, dass wissenschaftliche Prozesse und Ergebnisse nicht nur in internen Fachkreisen diskutiert, sondern auch anschaulich und publikumsorientiert an die Öffentlichkeit getragen werden müssen. Allgemein verständliche Forschung fördere demnach ein gesellschaftliches Grundverständnis für wissenschaftliche Bemühungen und wirke Fragen nach Sinn und Zweck teurer oder vermeintlich irrelevanter Forschungsarbeiten positiv entgegen. Wissenschaft und ihre gesellschaftliche Relevanz müssen verstanden werden – oder sie drohen an Akzeptanz zu verlieren. Bei Themen wie Klimawandel oder Impfungen ist solch eine Entwicklung bereits zu beobachten.

Die vorliegende Publikation zur Tagung *Digitaler Dschihad – Vom Attentäter zum Medienagenten* versammelt eine große Menge wissenschaftlicher Erkenntnisse zum Thema Terrorismus. Angesichts der hohen gesellschaftlichen Brisanz dieser Thematik findet wenig überraschend parallel zur wissenschaftlichen Auseinandersetzung ein öffentlicher Diskurs in Zeitungen, Nachrichtensendungen und Talkshows statt. Viele der wissenschaftlichen Erkenntnisse, die (auch in den Beiträgen des vorliegenden Bandes) längst konsensfähig sind oder gar als erwiesen gelten können, werden in jener populären Auseinandersetzung jedoch nicht wahrgenommen beziehungsweise haben diese noch gar nicht erreicht. Mit diesem Problem setzt sich der folgende Beitrag auseinander.

Die Untersuchung widmet sich den praktischen Möglichkeiten einer verbesserten Wissenschaftskommunikation gegenüber einer breiteren Öffentlichkeit. Im Abschnitt 2 werden zunächst die Kernelemente externer Wissenschaftsvermittlung identifiziert und Lösungsansätze für ein breit angelegtes Wissenschaftsverständnis aufgezeigt. Nach einem Umriss der zentralen Eigenschaften von Wissenschaftskommunikation werden dabei vor allem konkrete Mittel der wissenschaftsjournalistischen Praxis erläutert. Der darauffolgende Abschnitt bildet den Kern der Arbeit. Anhand eines im Februar 2018 gehaltenen Vortrags der Autoren werden die im ersten Hauptteil aufgezeigten Möglichkeiten der Wissenschaftsvermittlung verdeutlicht und anhand einer systematischen Analyse von Form und Aufbau des Vortrags in ihrer Funktionsweise analysiert.

Der zu behandelnde Vortrag entstand im Rahmen des Seminars „Wissens-transfer“ im Wintersemester 2017/18 an der Eberhard Karls Universität Tübingen. Nachdem verschiedene Methoden moderner Wissenspräsentationen im Seminar vorgestellt wurden, war es Aufgabe der Teilnehmer – angelehnt an die populären Vorträge der alljährlichen Innovations-Konferenz „TED“ in Monterey, Kalifornien –, einen wissenschaftlichen Diskurs oder Forschungsbeitrag im „TED-Talk“-Format zu erstellen und zu präsentieren. Entsprechend des Tagungsthemas sollte die dem Vortrag zugrundeliegende wissenschaftliche Beschäftigung das Problem des Terrorismus behandeln, des Weiteren durfte der Forschungsbeitrag jedoch frei gewählt werden.

Die Autoren entschieden sich für den Aufsatz „Islamistischer Terrorismus: Die konstruierte Bedrohung“ (2017) des Berliner Politikprofessors Andreas M. Bock. Bocks Hypothese ist, dass die Wahrnehmung islamistisch-terroristischer Bedrohung in besonderem Maße sozial konstruiert ist: Der islamistische Terrorismus stelle eine geringere Gefahr für die Öffentlichkeit dar, als seine mediale Präsenz suggeriere. Andere Formen des modernen Terrorismus, insbesondere rechtsradikale Gewaltakte oder unvermeidliche Alltagsrisiken, gesellschaftliche Risiken wie Autounfälle, würden als weitaus geringere Gefahr angesehen, obwohl sie rechnerisch ein deutlich höheres Risiko darstellen als der islamistische Terrorismus. Dieses Phänomen beschreibt Bock als „perzeptive Schiefelage“ (Bock 2017: 256). Ursache dafür seien sogenannte „Mind-Sets“, sozial etablierte Vorannahmen. Die „Mind-Sets“ einer Person berücksichtigten nur die für sie persönlich relevanten Informationen, was eine individuelle Interpretation gesellschaftlicher Aspekte provoziere, die darauf auf kollektiver Ebene zu Vorurteilen und Pauschalisierungen führe. Erhalte vor diesem Hintergrund der islamistische Terrorismus durch Politik und Medien eine unverhältnismäßig hohe Aufmerksamkeit, verstärkten damit auch unsere „Mind-Sets“ unser Bedrohungsempfinden unverhältnismäßig. Bock thematisiert somit eine kognitive Ebene des Bedrohungsempfindens islamistischen Terrorismus, ein in seinen Augen bisher vernachlässigter Aspekt der Terrorismus-Forschung.

Der im dritten Kapitel zu analysierende Vortrag der Autoren gibt ausschließlich die Beobachtungen Andreas Bocks mit wissenschaftsjournalistischen Mitteln wider und ergänzt sie an manchen Stellen mit aktuellen Ereignissen oder Zahlen. Er stellt nicht den Versuch dar, den Forschungsprozess und -diskurs, der um Andreas Bocks Forschung und seine Thesen bestehen könnte, nachzuvollziehen oder etwaige Kontroversen und weiterführende Fragen zu eröffnen. Solch eine Form der Wissenschaftskommunikation würde eine eigenständige Untersuchung erfordern.

## **2. Die Wissenschaft im Auge der Kommunikationstheorie**

Wie in vielen Bereichen ist die Kommunikation in die Gesellschaft hinein auch in der Wissenschaft die Achillesferse vielversprechender Arbeit. Der Erfolg einer Forschungsarbeit und ihrer Ergebnisse kann von ihr zu großen

Teilen abhängig sein. Gerade die Wissenschaft, deren Ergebnisse Reflexion und Neues ermöglichen sollen, hat hier Verbesserungsbedarf. Nach Jutta von Campenhausen (2014: 6f.) klafft ein großer Graben zwischen der Wissenschaft und der Öffentlichkeit. Neue Erkenntnisse über „kommunikative Optionen“ sowie neue mediale Formate werden nach Thomas Gloning vom Wissenschaftsdiskurs nur zögerlich angenommen (Gloning 2011: 24). Dies mag der Eigenschaft geschuldet sein, immer feinere Differenzierungen zu entwickeln, statt generalisierende Aussagen zu machen, kann jedoch nicht die Stiefmütterlichkeit entschuldigen, welche die Kommunikation mit der Öffentlichkeit und im wissenschaftlichen Diskurs erfährt.

Im Folgenden sollen die klassischen drei Säulen der Wissenschaftskommunikation sowie die Begriffe *digitales Format* und *Medium* als die zentralen Bestandteile der Wissenskommunikation vorgestellt und erläutert werden. Darüber hinaus wird eine kurze Auseinandersetzung mit den Möglichkeiten einer neuen Wissenschaftskommunikation mit einer breiten Öffentlichkeit stattfinden und dabei einen stärkeren und detaillierteren Fokus erfahren, um somit als Grundlage für die Beispielanalyse in Kapitel drei zu dienen.

## 2.1 Die zentralen Bestandteile der Wissenschaftskommunikation

Die Produktion und Rezeption von wissenschaftlichen Erkenntnissen sind nach Gloning das Kerngeschäft des internen Wissenschaftsdiskurses und stellen die erste Säule der Wissenschaftskommunikation dar. Das Verfassen, Publizieren und Rezensieren innerhalb des wissenschaftlichen Milieus sind gang und gäbe und Information, Diskussion und Kontroverse sind „wesentliche Kommunikationsformen im Kernbereich der internen Wissenschaftskommunikation“ (Gloning 2011: 5). Die Entwicklung der daraus entstehenden Medientypen wie beispielsweise das wissenschaftliche Handbuch geht einher mit der technischen Entwicklung, jedoch sind im wissenschaftlichen Diskurs noch viele Potentiale weiterer Kommunikationskanäle, vor allem digitaler Natur, unzureichend genutzt, auf welche später näher eingegangen werden soll.

Kollaboration und Kooperation sind die zweite Säule, welche die wechselseitige Abstimmung und den Austausch von Wissen zwischen den wissenschaftlichen Institutionen sowie kompetitiven Formen des Wettbewerbs um knappe Finanzierungsmittel beschreibt (Gloning 2011: 5).

Die dritte Säule umfasst den persönlichen Austausch von Wissen zwischen Wissenschaftler\_innen im direkten Kontakt. Gemeint sind dabei direkte Gespräche, sei es in Meetings oder in der Kaffeepause im Alltagsbetrieb zwischen Forschung und Lehre oder während Tagungen und Konferenzen. Im Vergleich zu offiziellen Rezensionen oder Diskussionen können Wissenschaftler\_innen im hohen Maße von dieser Kommunikationsform der offenen und ehrlichen Beziehungen profitieren, da sie persönlich und nahbar erfolgt (Gloning 2011: 6).

Dieser persönliche Austausch ist ebenso im Internet zu finden, etwa auf Twitter oder auf manchen Wissenschaftsblogs. In jeglicher Kommunikation finden neue Medien und Formate ihre Anwendung, weshalb sie im Folgenden zunächst definiert werden sollen.

Das Medium einer Kommunikation ist abhängig von technischen Ressourcen der Akteur\_innen und bildet so den technischen Rahmen eines Kommunikationsprozesses. Frühere Definitionen nach Harry Pross unterscheiden dabei zwischen primären, sekundären und tertiären Medien und orientieren sich an den technischen Hilfsmitteln auf Seiten von Sender\_in und Empfänger\_in (Beth und Pross 1976).

Dieser Ansatz scheint aber für eine aktuelle Auseinandersetzung an Relevanz zu verlieren, da aufgrund der *digitalen Revolution* die verschiedensten Medientypen zunehmend konvergieren, als „digitale Werkzeuge“ (Gloning 2011: 9) Anwendung finden und sich nur noch in Format und Handhabung unterscheiden. Natürlich sollten alle Arten von medialen Möglichkeiten in Betracht gezogen werden, gerade aber im Hinblick auf eine auf die breite Öffentlichkeit angelegte Kommunikation von Wissen scheinen die digitalen Formate den größten Mehrwert zu bieten (Gloning 2011: 9f.).

Das digitale Format kann die Transformation klassischer Medien im sogenannten Cyberspace darstellen. Die verschiedenen digitalen Medien unterscheiden sich in ihrer technischen Ausgabe von Information kaum und dienen nur als Zugang zu den digitalen Formaten, welche aber jeweils bestimmte kommunikative Prozesse erlauben. So werden charakteristische, unterschiedliche Funktionen und daraus resultierende Anwendungsbereiche ermöglicht, es sind aber auch Beschränkungen zu berücksichtigen. Twitter erreicht beispielsweise potenziell eine sehr hohe Leserschaft, erfordert dafür aber eine sehr knappe Formulierung des Inhalts in maximal 280 Zeichen oder eine Verteilung über mehrere Beiträge (Gloning 2011: 10–18).

Es ist zu erwähnen, dass die Nutzung digitaler Formate in der Wissenschaftskommunikation in der Breite erst begonnen hat. Das Potenzial digitaler Wissenschaftskommunikation wurde bisher weder strategisch, noch systematisch in der internen und externen Kommunikation ausgeschöpft (Gloning 2011: 30).

Es existieren jedoch schon erste Modellversuche, dies zu ändern. Das PUSH-Modell (Public Understanding of Science and Humanities) hat dabei zum Ziel, Wissen und dessen Botschaften an eine große Bandbreite von Zielgruppen zu bringen. Die Entwicklung eines Wissenschaftsverständnisses in der Öffentlichkeit steht somit im Vordergrund. Hauptziel dabei ist es, die Wissenschaft von spezifischem Fachvokabular zu befreien, welche den Zugang zu einem breiten Verständnis der Ergebnisse in der Öffentlichkeit blockieren (Bodmer 1988: 179; Bodmer und Wilkins 1992: 7).

Im Gegensatz dazu sieht das PUR-Modell (Public Understanding of Research) einen transparenten Dialog zwischen Öffentlichkeit und Wissenschaft vor. Das stellt die Wissenschaftskommunikation vor neue Herausforderungen, da Inhalte zwar bisher detailliert kommuniziert, nicht jedoch systematisch im Hinblick auf eine Diskussionskultur vorbereitet werden. Wesent-

lich für ein besseres Verständnis der wissenschaftlichen Auseinandersetzung ist dabei nicht mehr reines Faktenwissen, sondern das öffentliche Verstehen von internem Dialog und Kommunikationsprozessen zwischen den Wissenschaftler\_innen selbst (Weitze und Heckl 2016: 173).

Das PUSH-Modell verfolgt so das Ziel, Ergebnisse verständlicher zu machen, wohingegen das PUR-Modell erreichen will, den Wissenschaftsdiskurs offenzulegen. In Letzterem wird von der Wissenschaft nicht mehr nur abgeschlossenes Wissen vermittelt, sondern es werden auch Kontroversen und Unsicherheiten diskutiert, welche die Wissenschaft üblicherweise für sich behält. Es ist jedoch denkbar, dass die breite Öffentlichkeit sich davon nicht angesprochen fühlt. Grund hierfür mag sein, dass die Wissenschaft ihre Unzulänglichkeiten des Wortschatzes dabei beibehalten würde und der zu kommunizierende Inhalt weiterhin unnahbar und aufgebläht wirken könnte.

Verfolgt man eine Öffnung der Ergebnisse und nicht des wissenschaftlichen Prozesses dahinter an die breite Öffentlichkeit, sollte man folglich auf dem PUSH-Modell aufbauen. Es reicht dabei allerdings nicht, der Wissenschaft ihre fachspezifischen Wörter zu rauben, sondern bedarf einer genaueren Transformation von Inhalt und Kommunikationsform. Dies soll im folgenden Teil näher diskutiert werden, um daraufhin konkrete Anwendungsbeispiele folgen zu lassen.

## *2.2 Wie Wissenschaft mit der Öffentlichkeit kommuniziert*

„The media, however, are far more important to archaeology than archaeology is to them“ (Scherzler 2008: 129). Wissenschaft hat für gewöhnlich kein Publikum in der breiten Masse, außer andere Wissenschaftler. Der Journalismus hingegen schreibt und selektiert für die breite Öffentlichkeit. Der wissenschaftliche Diskurs kann somit nach Jutta Campenhausen viel vom Journalismus lernen. Im Folgenden sollen konkrete Anforderungen an den Inhalt und die Form von Wissen erläutert werden, um einen breiten Zugang und eine Annahme durch die Öffentlichkeit zu gewährleisten (Kaube 2012: 94–96).

Erfolgreiche Kommunikation setzt eine gemeinsame Sprache und übereinstimmende Kenntnisse über verwendete Begriffe seitens der beteiligten Akteur\_innen voraus. Sie ist das wichtigste Mittel von Integration und Identifikation. So wird sie auch für Abgrenzung genutzt: Zu beobachten ist dies zum Beispiel in der Jugendsprache oder eben der Wissenschaftssprache mit ihren eigenen Regeln und Anforderungen. Für den wissenschaftlichen Diskurs haben die dort geltenden sprachlichen Gegebenheiten häufig eine geringe Verständlichkeit zur Folge: „Wissenschaftsberichterstattung ist leider selten sexy“ (Campenhausen 2014: 32). Zahlen und Fakten sprechen nicht für sich selbst, und jedes Wenn und Aber zu lesen oder hören zu bekommen ist mühselig. Wissenschaft ist in ihrer Reinform für Außenstehende leider häufig unsympathisch. Sie will falsifizieren und hinterfragen, immer weitere Fehler finden, statt eine klare und eindeutige Botschaft zu vermitteln, was die Auseinandersetzung mit ihren Inhalten potenziell anstrengend macht.

Um zu verstehen, wie man Wissen aufbereiten sollte, muss man verstehen, wie Botschaften verarbeitet werden. Nach Campenhausen lassen sich vier ‚Orte‘ beim Menschen feststellen, an welchen Informationen verarbeitet werden. Der Kopf steht dabei für die Vernunft, welche traditionell wesentlich für die Wissenschaft ist, in der Realität für viele Menschen im Alltag aber nicht so entscheidend ist und die zudem eher als langweilig gilt. Der Bauch funktioniert über Instinkt und Humor, wirkt dabei eher unbewusst, dafür umso mächtiger. Das Sexualorgan stellt den mächtigsten Empfänger dar, es gibt kaum einen vernünftigen Kopf, der noch nie diesem Gefühl nachgegeben hätte. Und schlussendlich gibt es das Herz, welches für die Emotionen und Glaubensfragen zuständig ist. Dies scheint ein wichtiger Ort für die Wissenschaftskommunikation zu sein, denn die Überzeugung von Menschen durch etwas, und sei es der Glauben an die Relevanz wissenschaftlicher Ergebnisse, ist eine Herzens- und keine Kopfsache (vgl. Campenhausen 2014: 31–35; Erlhoff 2008: 231–233).

Der Königsweg zu den Herzen der Zuhörer\_innen und Leser\_innen sind Emotionen und Geschichten. In der Auseinandersetzung mit Masernerkrankungen mag der Leidensweg eines Kindes mehr im Gedächtnis bleiben als reine Fakten und Statistiken. Weiterhin ist es wichtig, sich auf dieselbe Höhe wie Zuhörer\_in oder Leser\_in zu begeben und sie abzuholen. Es sollte keine Hierarchie der Intelligenz zwischen Wissenschaftler\_in und Rezipient\_in angedeutet werden und man sollte es vermeiden, die Relevanz der eigenen Forschung unnötig zu verteidigen. Das erscheint wichtigtuerisch und herablassend, als würde man versuchen, einen Witz zu erklären (Campenhausen 2014: 33–39).

Jutta Campenhausen schlägt weitere Kriterien vor, die helfen sollen, um Wissenschaft und Öffentlichkeit einander näher zu bringen. Vor allem Wissenschaftler\_innen müssen die Relevanz ihrer Forschung in Geschichten verpacken und versuchen, Rezipient\_innen in ihrer Lebenswelt abzuholen. Allerdings ist es hiermit noch nicht getan, schließlich muss die Botschaft an sich noch verständlich kommuniziert werden. Hier kann es von Nutzen sein, bewährte Praxen bei den Journalist\_innen abzuschauen und den sogenannten Küchenzuruf zu finden. Dieser ist nicht mehr als die Reduktion der kompletten Botschaft auf einen Satz, eine Kernaussage oder einen Schwerpunkt. Dies bedeutet nicht, dass man seine Fakten unnötig reduzieren sollte, aber diese sollten einer Laufrichtung untergeordnet werden. Die bereits angesprochenen „Wenn“ und „Aber“ müssen der Schere zum Opfer fallen, um eine solche einfache Formel zu finden. Zwar ist dies entgegen jeglicher wissenschaftlicher Gewohnheit, allerdings sollte man die eigene Integrität beim Rezipienten als gesichert voraussetzen und zu Gunsten der Aufmerksamkeit seinen Inhalt kürzen. Denn „das Geheimnis der Langeweile ist, alles zu erzählen“ (Campenhausen 2014: 41). Details sollten daher weggelassen, wissenschaftliche Fachwörter nach Möglichkeit durch normal verständliche ersetzt und ein unnötig komplexer Satzbau – etwa die beliebten Passivkonstruktionen – möglichst vermieden werden. Das Ziel sollte sein, nicht alle komplizierten Zusammenhänge herzustellen.

len, sondern eine bestimmte Botschaft zu vermitteln. Man muss immer auf die Antwort der Frage hinarbeiten, warum etwas für wen interessant sein möge (Campenhausen 2014: 41–49).

### 2.3 Konkrete Mittel des Wissenschaftsjournalismus

Hat man diese ersten Schritte unternommen und seine Aussage erfolgreich konzentriert, gibt es nach Campenhausen noch einige konkrete Hilfsmittel bei der Ausformulierung und Gestaltung einer Botschaft. Hier ist es natürlich relevant, welcher Art von Medium und Format man sich bedienen will. Grundsätzlich gilt aber auch hier, dass ein Blick auf den Journalismus nicht schaden kann. So können konkrete stilistische Mittel nicht nur beim Schreiben, sondern bei jeglicher Art von Wissensformulierung, wie der Rede, helfen.

Das bekannteste Stilmittel dürfte wohl die Metapher sein. Sie mag auch das wichtigste Hilfsmittel der Wissenschaft sein, um abstrakte Vorgänge zu visualisieren. Ein gutes Beispiel wäre das Immunsystem, das in der Alltagssprache oft mit kriegerischen Metaphern, wie *trojanische Pferde* oder dem Kampf zwischen Viren, erklärt wird. Wichtig bei der Verwendung ist, dass die Rezipient\_innen den Sachverhalt später nicht nur mit der Metapher erklären können. Dies würde einer reinen Wiederholung gleichkommen. Stattdessen sollten sie in der Lage sein, die Metapher selbst erklären zu können und zu verstehen, warum sie hier angebracht ist. Bei inflationär genutzten Metaphern ist weiterhin für eine korrekte Nutzungsweise zu beachten, sie in einem logischen Kontext zu verwenden. So wird gerne oft die Redewendung *als hätte eine Bombe eingeschlagen* verwendet, um Unordnung zu beschreiben. Allerdings impliziert die Bombe logisch gesehen Zerstörung (Campenhausen 2014: 47–50).

Zahlen sollten wenn möglich vermieden und durch Adjektive oder Vergleiche ersetzt werden. Den Rezipient\_innen sollte die Arbeit abgenommen und Einordnungen von Mengen untereinander deutlich gemacht werden. Übliche Mengenvergleiche, etwa mit Fußballfeldern für eine Fläche, sollten weiterhin nicht genutzt werden, da sie ebenfalls unvorstellbare Größen nutzen und im Endeffekt genau so wenig aussagen können wie Zahlen. Wahrscheinlichkeiten bedürfen stets einer Vorsicht, da sie oft falsch verstanden werden (Campenhausen 2014: 51f.).

Wichtig neben diesen sprachlichen Mitteln ist mittlerweile auch das Nutzen von visuellen Elementen für die Darstellung von Wissen. Gerade für Abstrakteres sind graphische Veranschaulichungen ein wichtiges Instrument, um Beobachtungen verallgemeinert darstellen zu können. Hierbei kann man entsprechend der Peirce'schen Klassifikation zwischen drei Zeichenarten unterscheiden. Das *I k o n* weist eine visuelle Ähnlichkeit mit seiner Bedeutung auf. Ein Beispiel wäre die graphische Darstellung einer Treppe, welche genau auf eine solche hinweist. I n d e x beschreibt einen kausalen Bezug zwischen Zeichen und Bedeutung, beispielsweise die Darstellung von Essen für ein Restaurant. Beim *S y m b o l* liegt ein konventi-

oneller Bezug zwischen Zeichen und Bedeutung vor. Dieser muss erlernt werden oder kulturell verfestigt sein, wie beispielsweise das Kreuzzeichen für ‚Erste Hilfe‘. Umso indirekter der Bezug zwischen visueller Darstellung und Bedeutung wird, desto instabiler werden auch die Zeichen, wobei sich alle drei Arten über einen Zeitraum ändern und überlappen können. Index, Ikone und Symbole sind eng verwandte Begriffe und funktionieren aufgrund von Ähnlichkeit, Assoziation, Analogie und Metapher. Dabei sind sie stark an Kultur und Gesellschaft gebunden. Ein Beispiel wäre die Diskette. Früher als Ikon für eben diese, stellt die Diskette heute für Kenner\_innen des Mediums noch einen Index dar. Ist man allerdings aufgewachsen, ohne dieses verhältnismäßig alte Speichermedium zu kennen, funktioniert es nur noch als Symbol für den Prozess des Speicherns im Computer (Böhringer u.a. 2014: 283; Robey 2008: 387f.).

Einer der meist genutzten Verwendungsbereiche der graphischen Veranschaulichungen sind Piktogramme, welche sich als ikonische, hybride oder symbolische Piktogramme je nach Verwendung den bereits angesprochenen Zeichenkategorien unterordnen. Sie stellen nach Böhringer das wichtigste Kommunikationsmedium heutzutage dar. Entstanden sind sie Anfang des 20. Jahrhunderts durch die Kooperation des Wissenschaftstheoretikers Otto Neurath und des Grafikers Gerd Arntz mit dem Ziel, komplizierte Sachverhalte und Zusammenhänge in anschaulichen Diagrammen darzustellen und so die breite Öffentlichkeit anzusprechen. Ihr Wachstum an Bedeutung, einhergehend mit ständig wechselnden technischen und gesellschaftlichen Ansprüchen, kann an ihrer Quantität gemessen werden. So gab es 1972 offiziell 34 olympische Piktogramme, wogegen heute schon alleine das Angebot der Firma ERCO 987 Piktogramme umfasst. Sie folgen dabei den Regeln der Piktogrammatik: *Gute Erkennbarkeit* durch klare Grundformen mit auffälligen Kontrastfarben; *Einprägsamkeit* durch eine reduzierte Bildsprache, klarer Kontrast zwischen Figur und Hintergrund, gleichbleibende Linienstärken für gleichartige Elemente und gleichartige Gestaltungsweise innerhalb eines Sets; ebenso eine *emotionale Qualität* durch klare, ansprechende und typische Ideen und ansprechende Signalfarben (Böhringer u.a. 2014: 288–296; Erlhoff 2008: 231–233; Godlewsky 2008: 311f.).

Infografiken sind weiterhin eine empfehlenswerte visuelle Umsetzung von gebündeltem Wissen. Hierbei sollte aber beachtet werden, dass jede Form der Visualisierung unterschiedliche Vor- und Nachteile besitzt: Das Kreisdiagramm eignet sich für die Darstellung von Anteilen, ist aber in seiner Darstellung an sich relativ unpräzise. Das Balkendiagramm wird für einen Vergleich von Werten und das Säulendiagramm für einen Vergleich und die Darstellung von zeitlichen Entwicklungen zwischen Werten genutzt. Ein Liniendiagramm eignet sich für komplexe Daten und für die Darstellung von Mittelwerten, exakte Daten sind aber eher schwer ablesbar. Punktdiagramme stellen alle Einzeldaten dar und können so auch Ausreißer, Häufungen und Tendenzen, dabei aber keinen Mittelwert vermitteln. Sie werden daher auch häufig als überfordernd wahrgenommen. Isotype arbeiten mit hybriden Piktogrammen, sind sehr anschaulich für die Darstellung von Men-

gen, eine exakte Aussage ist aber nur durch eine Ergänzung mit Zahlen möglich. In Explosionsbezeichnungen werden Einzelteile einer Gesamtheit und ihre Verbindungen zueinander dargestellt. Prinzip- oder Prozessdarstellungen stellen Verläufe dar, indem verschiedene Grafiken als einzelne Stationen eines Prozesses mit Pfeilen verbunden werden. Jegliche Arten von Infografiken können empfehlenswert sein, es sollte aber bei der Auswahl passender immer die Kernaussage und Botschaft einer Kommunikation bedacht werden. Auch sollten die Betrachter\_innen einer solchen Grafik nicht überfordert und eine Überschrift für eine Kontextualisierung genutzt werden. Logik und System hinter der Verwendung verschiedener und ähnlicher Elemente müssen sichtbar sein (Böhringer u.a. 2014: 326–338).

Der wohl persönlichste Weg der Wissensvermittlung besteht in der Erklärung in einer persönlichen Rede, die eventuell von einer Präsentation begleitet wird. Grundsätzlich sind hier die bereits genannten Prinzipien zu beachten. Für eine erfolgreiche Rede gibt es aber nach dem Journalisten und TED-Kurator Chris Anderson noch weitere Hinweise. Der Mehrwert, das Wissen mit einer Geschichte zu verknüpfen, mag schon bekannt sein, denn sie spricht nicht nur die Zuschauer\_innen auf einer emotionalen Ebene an, sie hält auch die Aufmerksamkeit hoch und ist leicht zu merken. Dies ist bei einer Rede noch wichtiger, da anders als bei einem Text das Publikum die Botschaft nur einmal hört und an den zeitlichen, linearen Ablauf der Vortragenden gebunden ist. Weiterhin sollte dieser/diese sich auf die Ebene der Zuhörer\_innen begeben. Wissenschaftler\_innen mögen gerne aus einer Top-Down-Perspektive auf ihre Rezipient\_innen herabsehen, finden so allerdings keine Zuhörer\_innen. Es ist wichtig, Fragen ernst zu nehmen, seien sie noch so simpel. Es muss einem möglich sein, sich in die Lage eines/einer Unwissenden zu versetzen und zu wissen, wie es ist, nichts zu wissen. Die Rede selbst kann dann in fünf Schritte unterteilt werden.

Als erstes sollte man die Zuhörer\_innen in ihrer Lebenswelt abholen. Eine kleine Anekdote oder Thematik, zu der jeder etwas beitragen kann, ist hierfür geeignet. Darauf aufbauend folgt ein Paradoxon, ein Problem innerhalb des etablierten Wissens, welches sich nicht ohne Weiteres lösen lässt. Dann sollte das Konzept, die Kernaussage, als Lösung dafür präsentiert werden. Hier ist es wichtig, den bereits genannten Regeln der Wissensvermittlung zu folgen. So sollten Metaphern, Analogien und andere Hilfsmittel genutzt werden, um Verständlichkeit und Wissensreduktion zu gewährleisten. Ein sauberes Vokabular ist zu nutzen und Orientierung schaffende Satzverknüpfungen sind von großer Bedeutung. Den Zuhörer\_innen muss es immer möglich sein, zu sagen, warum er/sie sich derzeit an einer ganz bestimmten Stelle in der Rede befindet. Gute Beispiele wären: *Aber... Ein Beispiel ist... Auf der anderen Seite... Hier mag man anmerken... Zusammengefasst... Lasst uns darauf aufbauen... Lasst mich kurz einwerfen...* Ein schönes Zitat von Trey Parker, einem der Schöpfer der US-amerikanischen Animationsserie *South Park*, besagt: „Ersetze jedes *und* durch ein *aber und deshalb*“ (Campenhausen 2014: 38). Dies ist ein ironischer Hinweis darauf, dass die einzelnen Aussagen nach Möglichkeit in Beziehung

zueinander gesetzt werden sollten und ein roter Faden deutlich werden sollte. Anschließend können Beispiele weiterer Paradoxa folgen, welche mit dem erläuterten Konzept gelöst werden können. So findet der/die Rezipient\_in weitere Anwendungsbeispiele und somit Nutzen für das neu erlernte Wissen. Der wichtigste Ratschlag mag abschließend sein, sei es für eine Rede, eine Präsentation oder einen Text, sich unermüdlich Feedback von unerfahrenen Rezipient\_innen noch während der Konzeptphase einzuholen (Anderson 2016: 63–82; Campenhausen 2014: 35).

### 3. Vortragsanalyse „Die konstruierte Bedrohung“

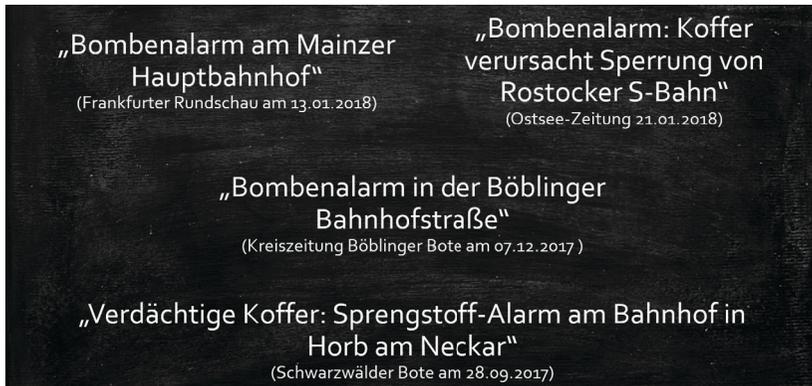
Wie zu Beginn dieser Darstellung erläutert, stellt der Vortrag, der im Rahmen des Seminars „Wissenstransfer“ an der Universität Tübingen entstanden ist, den Versuch dar, den Aufsatz des Berliner Politikprofessors Andreas Bock „Islamistischer Terrorismus: Die konstruierte Bedrohung“ in eine der breiten Öffentlichkeit zugängliche Darstellungsweise zu übertragen. Unter Rückbezug auf die allgemein-theoretischen Ausführungen in Kapitel 2 wird im Folgenden nun die Konzeption und Gestaltung des Vortrages konkret erläutert. Die Autoren erheben dabei keinen Anspruch auf eine „optimale Lösung“, es handelt sich vielmehr nur um eine mögliche Herangehensweise. Andere Ansätze und Methoden, Bocks Text wissenschaftsjournalistisch darzustellen, wären ebenso denkbar gewesen.

Der Vortrag ist hier leicht gekürzt wiedergegeben. Sofern für das Verständnis der Ausführung notwendig, sind die im Vortragstext ausgelassenen Stellen im Fließtext paraphrasiert. Gelbe Pfeile in den Screenshots der Präsentationsfolien zeichnen die Bewegungen der animierten Elemente nach. Sie sind nachträglich eingebaut und nur Bestandteil dieser schriftlichen Ausführung. Der Vortrag ist in voller Länge als Video unter [vimeo.com](https://vimeo.com) abrufbar.<sup>1</sup>

Die Gestaltung sowohl der Präsentation als auch des Vortragstextes ist von stilistischen Wiederholungen und Wiedererkennungseffekten geprägt. Sich wiederholende Stilmittel werden im Folgenden nur beim ersten Auftreten ausführlich beschrieben und an nachfolgenden Stellen nicht mehr gesondert erläutert.

#### 3.1 Einstieg: „Bombenalarm“

Die erste Folie der Präsentation ist leer. Der Vortrag beginnt daraufhin mit einer Auflistung von vier Zeitungsmeldungen über Bombenalarme, die nacheinander auf der Folie erscheinen und vom Redner<sup>2</sup> zunächst ohne weitere Kommentierung vorgelesen werden. Das Publikum wird durch diesen sensationalistisch anmutenden Einstieg unmittelbar in die Thematik der vermeintlich allgegenwärtigen „Terrorgefahr“ geworfen, eine Hinführung erfolgt nicht und ist durch den eindeutigen Inhalt der Zeitungsausschnitte auch nicht nötig.



**Abb. 1:** „Bombenalarm am Mainzer Hauptbahnhof.

*Bombenalarm: Koffer verursacht Sperrung von Rostocker S-Bahn.*

*Bombenalarm in der Böblinger Bahnhofstraße.*

*Verdächtige Koffer: Sprengstoff-Alarm am Bahnhof in Horb am Neckar.“*

Die Auswahl der Ereignisse in diesem Präsentationsbeispiel war von örtlichen sowie zeitlichen Faktoren beeinflusst: Mainz und Rostock sind willkürlich in Deutschland gewählte Städte, Böblingen und Horb am Neckar hingegen bewusst ausgesuchte Orte aus der schwäbischen Region. Dem Tübinger Publikum, das im Vortragsrahmen die Zielgruppe bildete, wird dadurch sowohl die überregionale und damit allgemeine, als auch regionale und damit persönliche Bedeutung des Themas bewusst. Die frei aus Deutschland gewählten Städte vermitteln in dem Zusammenhang den Eindruck, als sei dies nur eine kleine Auswahl einer an sich wesentlich größeren Anzahl gleichartiger Vorkommnisse. Die – zum Zeitpunkt des Vortrages (9.2.2018) – erst kurz zurückliegenden Zeitpunkte der Ereignisse unterstreichen zudem die Aktualität der Thematik. Die Verwendung aktueller Pressemeldungen mit Quellenverweis stärkt als zusätzlichen Faktor direkt zu Beginn die „Autorität“ des Redners: Sie lässt auf eine gute Vorbereitung schließen und verspricht damit einen informativen und fachlich fundierten Vortrag.

Der Einstieg hat darüber hinaus aber auch einen provokativen Charakter. Durch die unmittelbare Auflistung verschiedener, aktueller Meldungen zu Bombenalarmen – im Falle des Tübinger Publikums zudem in direkter Umgebung – wird nicht die Vernunfts-, sondern die Emotionsebene der Zuschauer\_innen angesprochen. Eine Vorgehensweise, die, wie oben erwähnt, mehr Aufmerksamkeit beim Publikum generiert als die Kommunikation des Inhalts auf einer rein sachlich und rational gestalteten Ebene (Campenhausen 2014: 33). Eine Hinführung mit den Worten: „überall in Deutschland kommt es regelmäßig zu Bombenalarmen an Stationen des Nah- und Fernverkehrs“, hätte vermutlich einen wesentlich schwächeren Effekt erzeugt. Direkt zu Beginn haben sich die Autoren des Vortrages somit zugunsten einer breit angelegten Kommunikation des Inhalts von der gestalterischen Form des Aufsatzes von Andreas Bock (Juli 2017) entfernt und sie inhaltlich mit aktuellen Ereignissen ergänzt.



**Abb. 2:** „[...] und ihr wundert euch auch nicht, wenn ich euch verrate: All diese Vorfälle waren Fehlalarme. Dennoch sprechen sie eine klare Sprache: Ein Klima der Unsicherheit scheint sich über Deutschland gelegt zu haben. Nach einer Studie der RV Versicherungen zu den Ängsten der Deutschen geben

**Abb. 3:** 71 Prozent 2017 an „große Angst“ vor Terroranschlägen zu haben – Platz Eins...

**Abb. 4:** 2015 waren es noch 52 Prozent...

**Abb. 5:** Und 2014: 39...

**Abb. 6:** Das ist ein Anstieg von 32 Prozent innerhalb von drei Jahren.“ (Im Pfeil in Abb. 6 ist „32%“ zu lesen).

Die Auflistung dieser Schlagzeilen über Bombenalarme innerhalb eines kurzen Zeitraums in verschiedenen, zum Teil weit auseinanderliegenden Städten Deutschlands, erweckt den Eindruck, das Land würde wöchentlich von Terrorwellen erschüttert werden. Dass dem nicht so ist, liegt auf der Hand, und der Redner weist darauf hin, dass er von dem Einverständnis des Publikums darüber ausgeht. Die Tatsache, dass es sich bei den Vorfällen um Fehlalarme gehandelt hat, werden sich die Zuschauer\_innen bereits gedacht haben, da sie sonst von den entsprechenden Anschlägen

vermutlich bereits gehört hätten. Somit muss diese Information nicht genauer ausgeführt werden und wird im Gegensatz zum vorangegangenen Aufbau in einem schnellen Satz „abgefertigt“. Die Schlagzeilen werden zeitlich kurzerhand durchgestrichen.

Die darauffolgenden Umfrageergebnisse untermauern den zunächst nur qualitativ durch die Schlagzeilen gewonnenen Eindruck einer steigenden Verunsicherung dann auch statistisch. Campenhausen weist darauf hin, dass Zahlen im Rahmen eines Vortrags mit Bedacht eingesetzt werden sollen, da sie schnell zu Ermüdungserscheinungen bei der Zuschauerschaft führen (Campenhausen 2014: 52). In diesem Fall ist dem Publikum die Grundaussage jedoch schon bekannt: Ein „Klima der Unsicherheit“ hat sich über Deutschland gelegt. Die Zahlen werden somit nur als Ergänzung zu einem bereits bekannten Aspekt eingesetzt.

Bocks Text stammt von April 2017, der Vortrag wurde hier um aktuelle und zum Teil zusätzliche Daten ergänzt. Sie werden in einer abgewandelten Isotype-Form dargestellt. Das Mengenverhältnis wird den Zuschauer\_innen nicht nur durch die reelle Zahl, sondern auch visuell durch den Größenunterschied zwischen den Ziffern verdeutlicht. Das ermöglicht es dem Publikum, die Information unmittelbar zu erfassen, ohne dass aufwendige Grafiken den minimalistischen Stil der Präsentation brechen oder von der Kernaussage ablenken müssten. Um eben diese Kernaussage nicht abzuschwächen, wird dem Publikum an dieser Stelle allerdings eine Information vorenthalten: 2016 gaben in der Umfrage der RV Versicherungen sogar 73% der deutschen Bevölkerung an, Angst vor Terror zu haben. Die Zahl ist zum Jahr 2017 somit um 2% gesunken. Doch wie Campenhausen darlegt, sind in der Kommunikation von Wissenschaft, anders als in der Wissenschaft selbst, nicht alle Gegenargumente notwendigerweise aufzuführen (Campenhausen 2014: 41). Das Auslassen dieser Information ist in den Augen der Autoren zugunsten einer besseren Kommunikation der Thematik legitim, zumal es sich um einen vergleichsweise geringfügigen statistischen Unterschied handelt: Die Angaben haben sich im Vergleich zu 2016 nicht signifikant verändert.

Der Grundstil der Präsentation ist ab hier für die Zuschauer\_innen ersichtlich: eine minimalistische Gestaltung der Folien in Kombination mit einer (zunächst) unspektakulär gehaltenen Prozessdarstellung durch den Einsatz von kleineren Animationen und Überblendungen. Zum Teil komplexe Zusammenhänge und Verläufe werden so auf ein leicht verständliches und für das Publikum attraktives Niveau heruntergebrochen (Böhringer u.a. 2014: 28). Dieser Aspekt wird in den nachfolgenden Ausführungen noch deutlicher hervortreten. Im Laufe des Vortrages wird sich dieser Minimalismus immer mehr erweitern und schließlich zu einem Punkt gelangen, an dem sich die Rollen von Vortragstext und Bildsemiotik beinahe umkehren und die visuelle Gestaltung beginnt, die Zuschauer\_innen zu leiten, während der Redner nur noch ergänzend zu wirken scheint.

Die Zahlen, in Kombination mit dem angenommenen Einverständnis des Publikums, dass das durch die vorangegangenen Schlagzeilen gezeichnete

te Bild eines regelmäßig von Terroranschlägen gebeutelten Deutschlands überzogen ist, leiten bereits das Paradoxon und Leitthema des Vortrags ein: Es besteht ein Missverhältnis zwischen der Wahrnehmung der Terrorbedrohung und der tatsächlichen Terrorgefahr. In den darauffolgenden Folien wird dieses Paradoxon konkretisiert. Zuvor wird jedoch der erste von zwei Hauptpunkten der Präsentation vorgestellt: Die „große Angst“ vor Terror. Der zweite Hauptpunkt ist die pauschale Übertragung der Terrorangst auf Flüchtlinge oder Menschen „nahöstlichen Aussehens“, der im darauffolgenden Vortragsabschnitt zum ersten Mal verbalisiert und durch eine weitere Zahl aus der Umfrage der RV Versicherungen statistisch belegt wird (siehe Abb. 7).

Vor allem dieser zweite Punkt ist für das Verständnis der „Mind-Sets“ von Bedeutung, die, wie in der Einleitung der vorliegenden Darstellung erläutert, das theoretische Grundgerüst von Andreas Bocks Ausführungen bilden. Die beiden Hauptpunkte – Terrorangst und Vorurteile/Pauschalisierung – dienen dem Vortrag als roter Faden und werden im Laufe der Präsentation regelmäßig wieder aufgegriffen, um dem Publikum trotz etwaiger theoretischer oder exemplarischer Exkurse die Grundthematik des Vortrags stets präsent zu halten.

Die Ankündigung dessen, was das Publikum im weiteren Verlauf des Vortrags erwarten wird – ohne bereits eine Lösung für das vorgestellte Problem zu erhalten –, baut Spannung und Neugierde für das Folgende auf. Zeitgleich bildet es den Abschluss der Einführung: Die Zuschauer wurden für die Thematik der Präsentation „angeheizt“, sie wissen nun, worum es sich im Vortrag konkret handeln wird, und haben das Versprechen erhalten, Antworten auf die in der Einleitung eröffneten Fragen zu bekommen. Darüber hinaus deutet der Redner vielsagend an, der behandelte Aspekt könne konkrete, für den Einzelnen relevante oder gar brennende Konsequenzen haben.

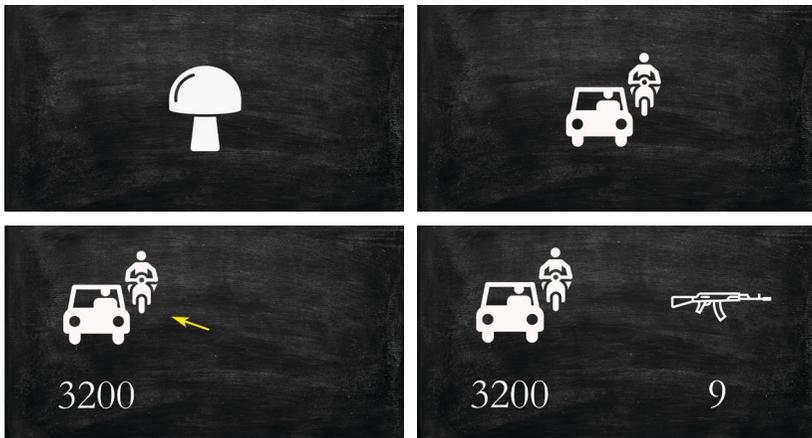


**Abb. 7:** „Ein Großteil der Deutschen scheint dabei Flüchtlinge als den Kern der Bedrohung ausgemacht zu haben, denn 61% geben darüber hinaus an, in ihnen eine Terrorgefahr zu sehen... In den nächsten Minuten werde ich Euch zeigen, dass wir mit diesem Bedrohungsempfinden nicht nur übertreiben, sondern auch wirklich mittendrin sind, uns eine andere, konkrete Gefahr zu schaffen...“

### 3.2 Paradoxon

Nachdem der Redner seinem Publikum versichert, er wolle weder Terror an sich noch dessen Opfer verharmlosen, lenkt er die Aufmerksamkeit scheinbar zwanglos auf „ein paar einfache Vergleiche“. Beim Vergleich zwischen Terror und Pilzvergiftungen (siehe Abb. 8) wird zum ersten Mal im Vortrag ein die Präsentation prägendes, ikonisches Piktogramm verwendet. Um die erstmalige Wirkung dieses Stilmittels zu verstärken, lässt der Redner die ikonografische Ähnlichkeit des Piktogramms zu einem Pilz für sich alleine wirken und spricht das Wort selbst beim Erscheinen des Zeichens nicht aus. Die Ambivalenz, die durch Mischung des ernstesten Themas „Terror“ mit der plötzlichen Trivialität eines Pilzes und seiner comicartigen Darstellung entsteht, ist bewusst gewählt und bietet dem Vortrag die Möglichkeit, trotz seines ernststen Inhalts dem Publikum nicht schwer auf dem Gemüt zu liegen.

Das Gegenargument zu diesem – zugegeben schwachen – Pilzvergleich liegt auf der Hand: Pilze stellen nur für diejenigen eine Gefahr dar, die sie auch essen. Terror hingegen kann jeden treffen. Darum verbalisiert der Redner dieses Argument auch direkt selbst. Nur, um es mit dem nachfolgenden Vergleich zu entkräften: Auch Verkehr bedroht fast jeden Menschen jeden Tag. Und dass Verkehrsunfälle im Alltag wesentlich mehr Menschenleben fordern als Terror, belegen Zahlen aus der dem Publikum bereits bekannten Umfrage der RV Versicherungen.<sup>3</sup>



**Abb. 8:** „[...] schauen wir auf ein paar einfache Vergleiche. Die Gefahr in Europa an einem Terroranschlag zu sterben, ist geringer, als beim Verzehr davon an einer Vergiftung zu enden. Nun mag man einwenden: Nicht alle von uns mögen Pilze, und der Terror bedroht prinzipiell jeden von uns jeden Tag! Wie wäre es dann hiermit:

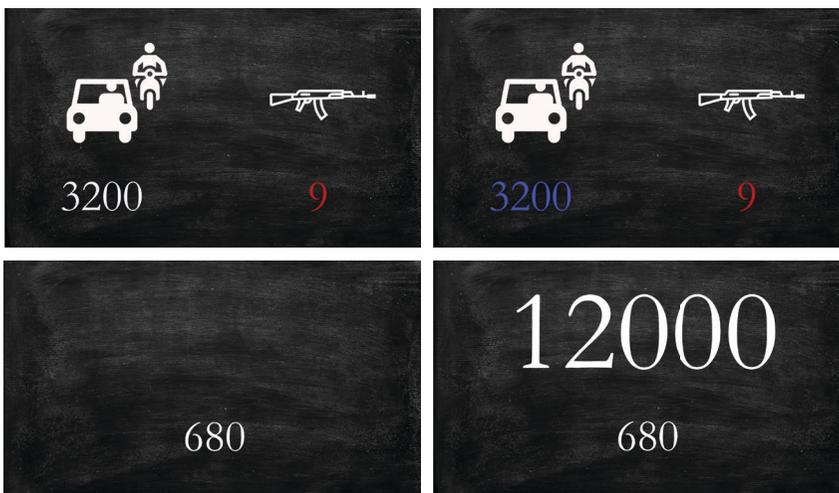
**Abb. 9:** Verkehr...

**Abb. 10:** 3.200 Menschen sind 2016 im Autoverkehr gestorben. [...]

**Abb. 11:** Wie viele sind 2016 in Deutschland an einem Terroranschlag, der größten all unserer Ängste, gestorben? Neun. Die Angst, bei einem Autounfall zu sterben, erreichte bei der Umfrage der RV Versicherungen übrigens nicht einmal die Top 20...“

Zur piktogrammatischen Darstellung des komplexen Sachverhalts „Terror“ oder „Terrorgefahr“ wählten die Autoren ein Ikon einer AK-47. Zwischen Zeichen und Bedeutung besteht in diesem Fall kein notwendiger, sondern lediglich ein assoziativer Bezug. Das Sturmgewehr kann diesen Platz dennoch problemlos einnehmen, weil es als Symbol für Terror bereits vielfach reproduziert wurde. Man kommt an dieser Stelle nicht darum herum, festzustellen, dass damit auch die Autoren des Vortrags, der aufklärerisch wirken soll, einen Teil zur ebenjenen Überhöhung des Terrorismus beitragen, die Andreas Bock kritisiert.

Auch das Gegenargument zum zweiten Vergleich nennt der Redner direkt selbst: Während uns Terroristen bewusst treffen wollen, sind Verkehrstote durch Unfälle von niemanden intendiert. Dieser Unterschied wird durch die Signalfarben rot und blau unterstrichen – das erste Mal, dass Farbe in der Präsentation eingesetzt wird. Zu Beginn noch eine Ausnahme, wird die Präsentation im Laufe des Vortrags zunehmend bunter.



**Abb. 12:** „Nun besteht natürlich ein Unterschied zwischen islamistischen Terror und den Gefahren, die vom Autoverkehr ausgehen. Das Eine will uns zielgerichtet und bewusst treffen,

**Abb. 13:** das Andere ist „nur“ ein Unfall ohne aktivem [sic] Interesse dahinter. Doch auch in der Wahrnehmung verschiedener terroristischer Gewalttaten gibt es ein Missverhältnis. [...] So verzeichnet der Verfassungsschutz 2016 auf

**Abb. 14:** 680 islamistische Gefährder ...

**Abb. 15:** 12.000 rechtsradikale Gefährder. [...]

Warum also fühlen wir uns trotzdem vom islamistischen Terror so bedroht? So bedroht, dass wir meinen, beim Anblick einer herrenlosen Sporttasche an eine Bombe denken, und über ein Millionen Flüchtlinge pauschal verdächtigen zu müssen?“

Nach dem gleichen Schema wie beim Pilz entkräftet der Redner das Gegenargument mit einem nachfolgenden Vergleich, bei dem eben die Eigenschaften zutreffen, deren Fehlen beim vorherigen Beispiel noch kritisiert werden konnten. Die drei Vergleiche nehmen dabei an Intensität zu, von einem sehr trivialen Bezug auf Pilze zu einer ernstzunehmenden Gegenüberstellung von islamistischem und rechtem Terror in Deutschland. Der Trikolon-Aufbau der Vergleiche vermittelt dabei Vollständigkeit und wird im Vortrag des Öfteren angewandt.

Das Paradoxon wurde somit an drei aufeinander aufbauenden Beispielen verfestigt. Die darauffolgende Frage stellt sich in diesem Zusammenhang beinahe von selbst: Warum fühlen wir uns gerade vom islamistischen Terror so bedroht? Der Redner bezieht sich dabei auf die beiden zuvor eröffneten Hauptpunkte des Vortrags – Terrorangst und Vorurteile/Pauschalisierung – und schließt damit den Bogen zur Einleitung. Der scheinbare „Exkurs“ mit den „einfachen Vergleichen“, der in Wahrheit eine wesentliche Prämisse des Vortrags untermauern soll, ist abgeschlossen. Die Grundlage für die Erläuterung der wissenschaftlich-theoretischen Argumentation ist damit gelegt.

### 3.3 Konzept: Mind-Sets

Andreas Bocks Argumentation konzentriert sich auf die kognitive Dimension terroristischer Bedrohung; ein Aspekt, den er in der Forschung für vernachlässigt hält. Den Ausgangspunkt seiner Ausführungen bildet dabei das Konzept der „Mind-Sets“ und er wählt zur Erklärung zunächst die gleiche Herangehensweise wie die Autoren des Vortrages: Er stellt die Frage nach dem „Warum“ und beantwortet sie in den unmittelbar folgenden Sätzen selbst:

Warum also nehmen wir islamistischen Terrorismus als eine solch eklatante Gefährdung der Sicherheit wahr? Warum wird die Gefahr eines durch muslimische Geflüchtete induzierten islamistischen Terrorismus (dem Orbanschen *Migrationsterrorismus*) als so hoch eingeschätzt, während umgekehrt die Gefahren durch andere gesellschaftliche Risiken – etwa die Wahrscheinlichkeit im Straßenverkehr zu sterben oder einem Gewaltverbrechen zum Opfer zu fallen – als weitaus geringer eingeschätzt werden? Weil unsere Wahrnehmung sozialer Realität von bestimmten Vorannahmen (mind-sets) beeinflusst ist (Bock 2017: 248, Hervorhebung im Original).

Wie im ersten Kapitel der vorliegenden Ausführung bereits dargelegt, wäre eine solch theoretisch-verschachtelte Erklärung im Rahmen einer breitgefassten Wissenskommunikation nicht zielführend. Die Autoren wählten darum statt eines theoretischen einen narrativen Einstieg und stellten der Erläuterung von Mind-Sets im Zusammenhang mit der Wahrnehmung islamistischer Terrorbedrohung eine kurze, personalisierte Geschichte voran.



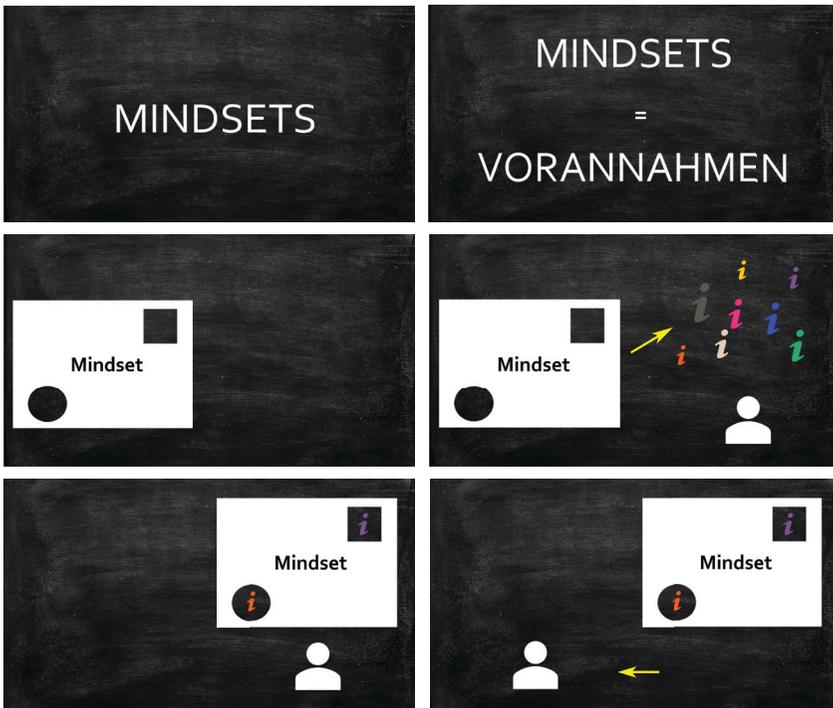
**Abb. 16:** „Die Ursache liegt in unserem Kopf.<sup>4</sup> Wir konstruieren uns die Bedrohung selbst durch einen Mechanismus namens ‚Mind-Sets‘<sup>5</sup>... Was sind Mind-Sets? Reisen wir zur Beantwortung dieser Frage zunächst 10000 Jahre zurück...

**Abb. 17:** Stellt euch vor, ihr seid einer unserer Vorfahren und streift durch den Wald, sucht nach Essen. Plötzlich hört ihr hinter euch ein tiefes Knurren. Ihr dreht euch um: Vor euch steht ein großes, wildes Tier und fletscht die Zähne. Was tut ihr?.... Studiert ihr das Tier?....Überlegt ihr, was dessen nächste Schritte sein könnten, ob es wohl gefährlich ist?....Nein, ihr flieht. Auch wenn ihr solch ein Raubtier selbst noch nie zuvor gesehen habt. Ihr flieht, weil ihr bereits wisst, ihr seid in Gefahr...“

Wie Anderson darlegt, sind Geschichten eine vereinfachte Methode, Informationen zu übertragen und aufzunehmen und die Aufmerksamkeit der Zuhörer\_innen hochzuhalten. Im Gegensatz zu Zahlen und komplexen Erklärungen kann sie jeder nachempfinden, das Publikum versetzt sich in die Lage der Protagonist\_innen und ihrer Probleme (Anderson 2016: 65–67). Im Falle des Vortrags wird die direkte Identifikation der Zuhörer\_innen mit den Geschehnissen der Geschichte durch die Aufforderung „Stellen Sie sich vor“ geradezu provoziert.

Dieser Bruch im Vortragsfluss wird nicht nur auf der textuellen, sondern auch visuellen Ebene vollzogen. Der Grundstil der Präsentation, sowohl die Piktogrammatik als auch der Hintergrund, verschwinden und an derer statt verstärkt das Motiv eines dichten Waldes das individuelle Perzeptionserlebnis der Zuhörer\_innen. Das Publikum kann durch diesen „Tapetenwechsel“ bei der darauffolgenden, konkreten Erklärung von Mind-Sets nun einen persönlichen Bezug herstellen.

Die im Vergleich zur vorherigen Ausführung abstrakte Erklärung des Theoriemodells der Mind-Sets wird durch möglichst anschauliche Piktogrammatik vereinfacht. Der minimalistische Grundstil wird beibehalten, die Komplexität jedoch erhöht. Zu jeder neuen Information erhält das Publikum nun einen isolierten visuellen Eindruck, die Folie ist fast unabhängig vom Text des Vortragenden verständlich – ohne dass sich zwischen Bild und Text Dissonanzen ergäben oder die Animation vom Gesprochenen ablenken würde.



**Abb. 18:** „Mind-Sets sind

**Abb. 19:** Vorannahmen. Vorannahmen, die wir durch eigene Erfahrungen oder durch Erzählungen Anderer zu bestimmten Dingen gebildet haben. Man könnte sie auch als

**Abb. 20:** Schablonen ansehen...

**Abb. 21:** Uns begegnen jeden Tag unzählige komplexe Informationen. Mind-Sets helfen uns, diese zu filtern,

**Abb. 22:** indem sie sich wie eine Schablone darüberlegen und nur die relevanten Informationen übriglassen. [...] Das entlastet unser Gehirn, denn es muss nicht alle Informationen verarbeiten. So können wir in Situationen, in denen wir uns über die vorhandenen Informationen unsicher sind, ohne großes Nachdenken

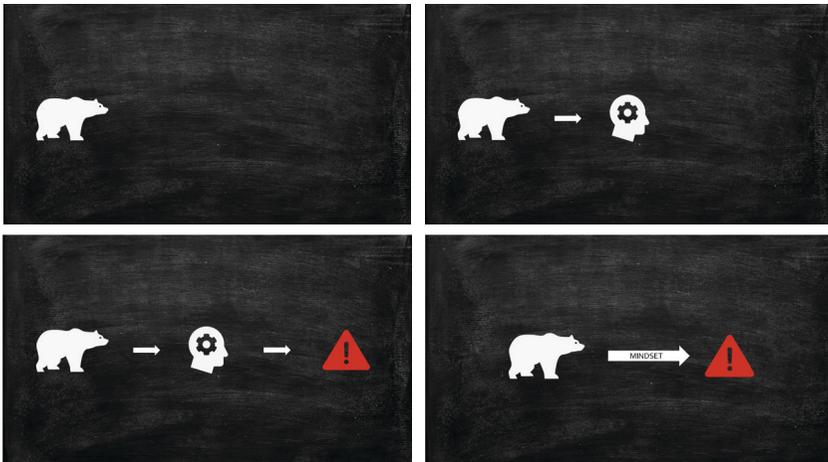
**Abb. 23:** schnell handeln.“

Die durch die Geschichte des wilden Tieres begonnene Personalisierung der Mind-Sets wird in der konkreten Erklärung fortgesetzt, der Redner spricht von „wir“. Auch Andreas Bock verwendet zur Erläuterung der Mind-Sets die 1. Person Plural. Wie im gesamten Vortrag wurden seine Formulierungen jedoch auch hier von den Autoren vereinfacht. So ist Bocks Satz „Damit erfüllen mind-sets eine kognitiv entlastende Funktion“ (Bock 2017: 248) im Vortrag heruntergebrochen auf „Das entlastet unser Gehirn“. Diese Vereinfachungen führen die Autoren nicht durch, weil sie befürchten, ihr Publikum sei nicht in der Lage, Bocks Sätze nachzuvollziehen. Unabhängig von der Verständnisfähigkeit der Zuhörer\_innen können bei komplexeren, vor allem gesprochenen Formulierungen schnell Ermüdungserscheinungen und dar-

aus folgend Desinteresse eintreten. Darum legten die Autoren bei der Ausformulierung ihres Vortragstextes Wert auf eine möglichst verständliche Sprache. Oder, in Albert Einstein zugeschriebenen Worten: „Make everything as simple as it can be. But no simpler“ (zitiert nach Anderson 2016: 82).

Nach der abstrakten Erläuterung von Mind-Sets wendet der Redner die neuen Informationen nun unmittelbar auf die dem Publikum bereits bekannte Geschichte des „großen, wilden Tier[s]“ an. Nach Anderson bietet eine gute Geschichte ein zufriedenstellendes Ende, das witzig oder bewegend ist oder eine Auflösung des erzählten Problems bereithält (Anderson 2016: 65). Die Zuhörer\_innen können das theoretische Konstrukt durch das Ende der Geschichte direkt auf einen ihnen schon vertrauten Fall übertragen und in die Praxis übersetzen. Auf diese Weise erhalten sie eine zufriedenstellende Auflösung des „Raubtier-Problems“, sowohl auf der narrativen als auch theoretisch-abstrakten Ebene.

Im Rahmen dieser Auflösung wird eine neue Darstellungsweise eingeführt, die im Folgenden nun mehrmals wieder aufgegriffen wird: Die beschriebenen kognitiven Prozesse werden unter Anwendung des bereits bekannten Piktogramm-Stils als vereinfachte Formeln dargestellt. Dies untermauert die „Wissenschaftlichkeit“, auf der der Vortrag mit der Einführung des Theoriemodells der Mind-Sets nun fußt, es erzeugt einen Eindruck von Falsifizierbarkeit und subsumiert den gegebenen Einzelfall unter die vorangestellte wissenschaftliche Basis.



**Abb. 24:** „Für unsere Begegnung mit dem großen wilden Tier bedeutet das:

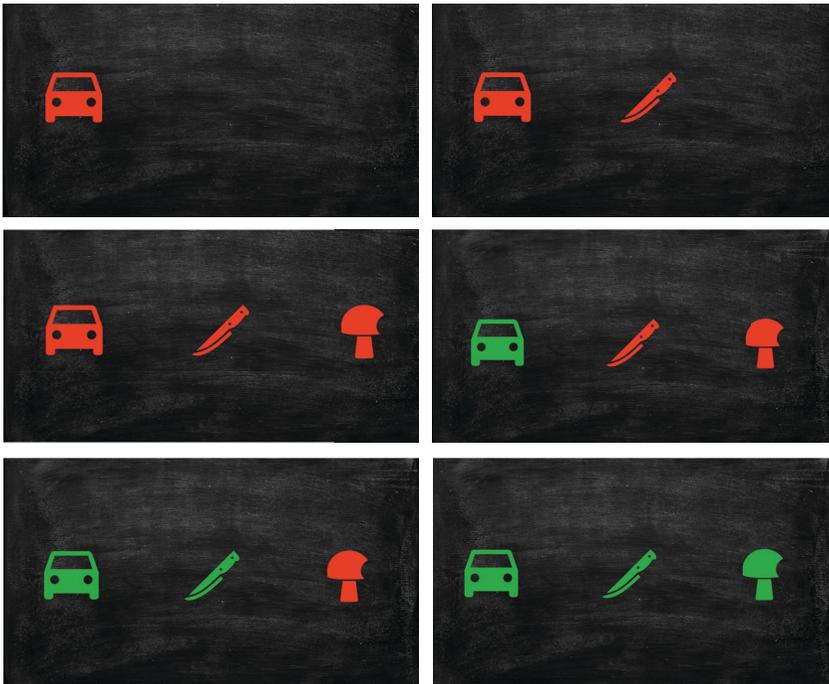
**Abb. 25:** Wir analysieren es nicht und verarbeiten die mannigfaltigen Informationen, die das Raubtier bietet, um

**Abb. 26:** dann zu dem Schluss zu kommen, dass es gefährlich sein könnte. Durch unsere Mind-Sets zu Raubtieren, die sich vielleicht durch Erzählungen anderer gebildet haben, wissen wir instinktiv, in welcher Situation wir gerade stecken. Aus ‚Vor mir steht ein Raubtier‘ wird

**Abb. 27:** sofort: ‚Ich bin in Gefahr‘.“<sup>6</sup>

Das Beispiel des Raubtieres und des prähistorischen Menschen liefert neben einem anschaulichen Bild zur Erläuterung des Theoriemodells ein passantes die Erklärung, welche evolutionären Vorteile Mind-Sets mit sich bringen. Auf unsere moderne Gesellschaft übertragen, ist der Vergleich jedoch nicht lebensnah. Darum wird das Modell im nächsten Schritt zu heutigen Alltagserscheinungen in Bezug gesetzt. Wieder erfolgt die Ausführung in einem, in diesem Fall doppelten, Dreischritt.

Verkehr und Pilz werden dabei von den gleichen Piktogrammen dargestellt wie bereits in der Einführung, sie erzeugen einen Wiedererkennungseffekt und sollen den Eindruck eines in sich geschlossenen Vortrags erzeugen. Das Zeichen für den Pilz ist dabei abgewandelt und steht nun für einen angebissenen Pilz. Die eindeutige ikonographische Verwandtschaft zum Logo der US-amerikanischen Firma *Apple* ist dabei bewusst gewählt und dient dem Vortrag als leichter *Comic Relief*.



**Abb. 28:** „Mind-Sets sind also grundsätzlich etwas Gutes, sogar Überlebensnotwendiges. Sie helfen uns, auf eine bestimmte Situation, vor allem Bedrohungen, sofort reagieren zu können. Inzwischen sind das natürlich keine Raubtiere mehr, stattdessen wirken unsere Mind-Sets, wenn ein Auto auf uns zurast...“

**Abb. 29:** uns in der Küche ein Messer runterfällt...

**Abb. 30:** oder wir in einen fauligen Pilz beißen. [...]

**Abb. 31:** Wir weichen zurück...

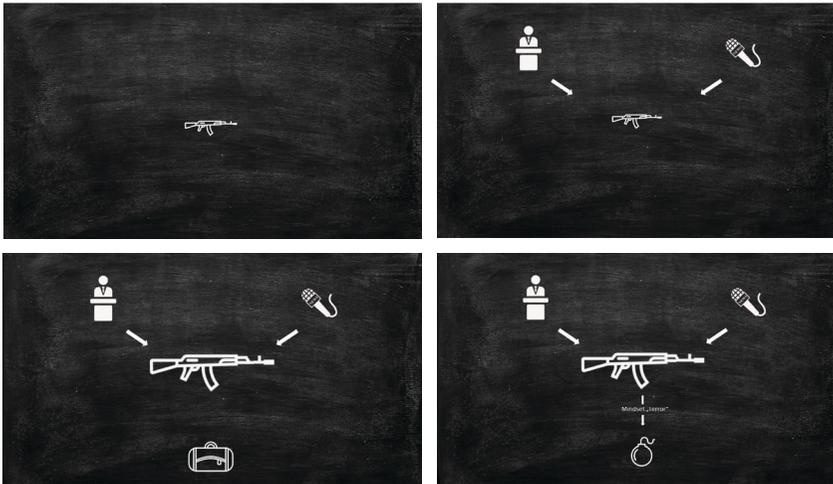
**Abb. 32:** zucken weg...

**Abb. 33:** spucken aus...“

Das dem Publikum bereits vertraute Modell der Mind-Sets sowie deren unmittelbare kognitive Wirksamkeit wird in diesem Fall durch die analoge, fast staccatoartige Textsyntax in der Beschreibung der drei Reaktionen auf die Gefahren „Verkehr – Pilzvergiftung – Messer“ sowie durch eine einfache Farbänderung der Piktogramme pointiert. Der Bezug zu heutigen Anwendungsfällen vereinfacht den Übergang zum nächsten Abschnitt, der Mind-Sets und Terrorismuswahrnehmung in Verbindung bringt, und damit den Rückbezug auf die Grundthematik des Vortrags, nämlich die überschätzte Terrorgefahr.

### 3.4 Mind-Sets und Terrorismuswahrnehmung

Der Aufbau der folgenden Folie erfolgt schrittweise und dynamisch, auf eine vereinzelte Darstellung der Animationsschritte wurde hier zur besseren Übersicht größtenteils verzichtet. Stattdessen ist in diesem Fall, ebenso wie in manchen folgenden Abbildungen, das Erscheinen eines nachfolgenden Symbols oder der Start einer neuen Bewegung durch ein (F) im Vortragstext gekennzeichnet.



**Abb. 34:** „Nun jedoch das Problem. Vor allem in Bezug auf gesellschaftliche Eindrücke können Mind-Sets auch irreführend sein. Und damit sind wir zurück bei der überschätzten Terrorgefahr. Wenn nämlich Terrorgruppen wie der IS

**Abb. 35:** von Politik (F) und Medien (F) eine im Vergleich zur tatsächlichen Gefahr unverhältnismäßig hohe Aufmerksamkeit erhalten,

**Abb. 36:** verstärkt das auch unser Bedrohungsempfinden unverhältnismäßig. (F) Aus einer herrenlosen Sporttasche wird so

**Abb. 37:** eine potenzielle Bombe... Durch die zahlreichen Berichterstattungen hat sich also ein Mind-Set ‚Terror‘ gebildet, das eine logische Schlussfolgerung in bestimmten Situationen vorsieht und auf unseren Alltag überträgt.“

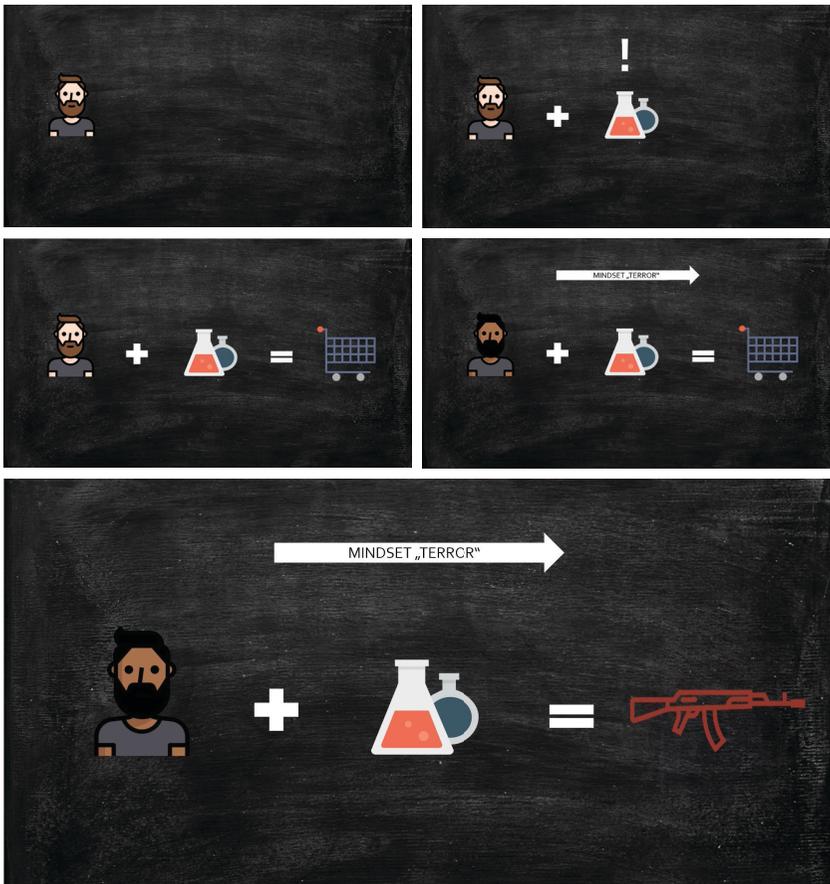
Das in der Einleitung eröffnete Problem und der theoretische Teil werden hier zusammengeführt, dieser Abschnitt kann somit als eine erste Klimax des Vortrags angesehen werden. Die herrenlose Sporttasche greift den ersten Hauptpunkt, die Terrorangst, erneut auf und stellt den Bezug zu den anfangs gezeigten Schlagzeilen her, die den Ausgangspunkt der gesamten Argumentation bildeten. Etwas mehr als die Hälfte der Präsentation ist nun vorbei, Häufigkeit und Komplexität der Animationen nehmen zu, das Publikum erhält das Gefühl, der Vortrag gewinne an Schnelligkeit.

Im Anschluss daran verweist der Redner mit der nächsten Folie darauf, dass bei komplexen, abstrakten Themen wie Terrorismus, Religionen oder ganzen Gesellschaftsgruppen – im Gegensatz zu Autos oder Bären – Fehlinterpretationen, und somit Vorurteile, wahrscheinlicher werden. Die Visualisierung erfolgt dabei im bereits vertrauten Stil (Abb. 38). Die einfachen, links bereits in bekannten Zeichen dargestellten Strukturen bleiben unverändert, während die komplexen auf der rechten Seite an Größe zunehmen. Die AK-47 als Symbol für den Terror wurde bereits eingeführt, die neuen (Gesellschaft und Religion) sind nur durch die Einordnung des Redners als solche unzweideutig zu erkennen. Bewusst wurden für die ikonographische Darstellung von „Religion“ zwei Symbole gewählt (in diesem Fall für Islam und Christentum), um dem Verdacht von Alleinstellungsbehauptungen oder einer möglichen Priorisierung entgegenzuwirken.

Jene Fehlinterpretationen, die bei komplexen Themen auftreten können, werden dem Publikum an zwei tatsächlich vorgefallenen Beispielen nähergebracht (siehe Abb. 39–43).



**Abb. 38:** „Bei komplexen Strukturen – gerade eben wie Terrorismus, Religion, oder ganzen Gesellschaftsgruppen – sind Fehlinterpretationen (und somit Vorurteile) wesentlich wahrscheinlicher.“



**Abb. 39:** „Ein Mann

**Abb. 40:** kauft in einem Kölner Baumarkt Chemikalien, aus denen man, mit entsprechenden Kenntnissen, eine Hausbombe bauen könnte. Nun ist der Kauf von potenziell gefährlichen Produkten – Messer, Benzin, Feuerholz – grundsätzlich nichts Aufsehenerregendes.

**Abb. 41:** Ein Mann mit Baumarktprodukten ist im Baumarkt somit logischerweise nicht viel mehr als ein Kunde... In diesem Fall tritt jedoch eine entscheidende Komponente hinzu. Das Aussehen des Mannes

**Abb. 42:** wirkt auf die Verkäuferin als ‚aus dem Nahen Osten stammend‘. Diese Kombination macht die Verkäuferin unsicher...

**Abb. 43:** ihr Mind-Set ‚Terror‘ greift und aus der Unsicherheit wird eine Schlussfolgerung: Dieser Mann ist kein normaler Kunde, er ist ein Terrorist. Die Frau ruft die Polizei. Später stellt sich heraus: Er war kein Terrorist...“

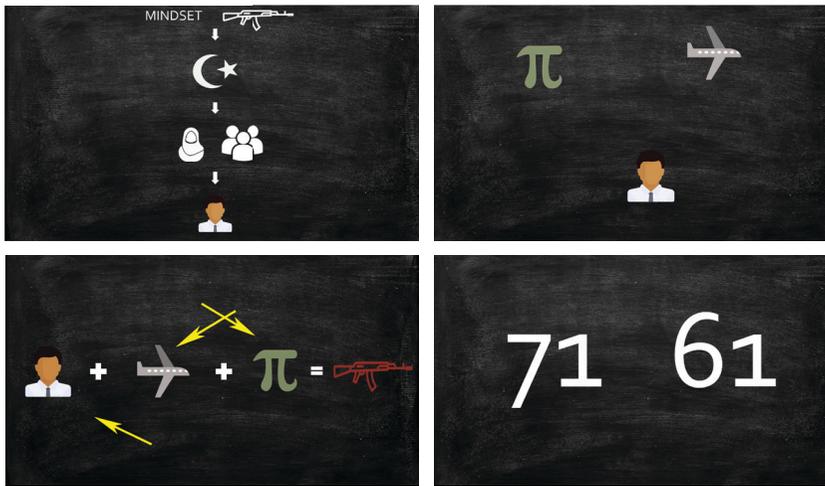
Wie schon in der vorherigen Folie sind auch hier die Symbole nicht selbst-erklärend, die Bedeutung der Piktogramme wird erst durch die Erzählung des Redners ersichtlich. Diese erfolgt nicht, wie angesichts der in der Vergangenheit liegenden Ereignisse zu erwarten wäre, im Präteritum, sondern

im historischen Präsens. Durch diesen Stilgriff wirkt der Inhalt unmittelbarer und nachdrücklicher.

Der bereits aus Abbildung 24–26 bekannte Formelstil dient neben einer direkten Inhaltsvermittlung auch der Unterhaltung der Zuschauer\_innen. Die AK-47 als Symbol für „Terror(gefahr)“ ist inzwischen rot eingefärbt. Damit passt sie sich dem farblichen Rhythmus der „Formel“ an, bei der die Formelkomponenten bunt und die Additions-, Gleichheits- und ähnliche Zeichen weiß sind. Ebenfalls aus Unterhaltungs- und Spannungsgründen wird die Grundaussage der Erzählung – durch das „nahöstliche“ Aussehen des Mannes änderte die Verkäuferin ihre Einschätzung der Situation – nicht zu Beginn offenbart, sondern erst als Pointe am Ende der Anekdote. Die veränderte Wahrnehmung ist für das Publikum dabei selbst erfahrbar: Viele Zuschauer\_innen werden die Erfahrung machen, dass sich das Aussehen des Mannes nicht in neutraler Weise ändert, sondern er auch auf sie nun „nahöstlich“ wirkt.

Eine Information wird dem Publikum auch an dieser Stelle vorenthalten: Der Mann war zwar kein Terrorist, ein normaler Kunde allerdings auch nicht – er wollte mit den Chemikalien Drogen herstellen. In einem wissenschaftlichen Aufsatz würde solch ein pikantes Detail den Argumentationsgang nicht wesentlich schwächen, da Drogenhandel ja nicht zum Bereich des Terrorismus gehört, in einem Vortrag wie diesem jedoch schon. Wie schon im Rahmen der Abbildungen 3–6 entschieden sich die Autoren des Vortrags darum, zugunsten einer besseren Wissenskommunikation diesen Aspekt unerwähnt zu lassen. Da der Ruf der Polizei in der Sache richtig war, hätte seine Erwähnung die Ausführungen abgeschwächt und darüber hinaus Grundlage für eine zweifelhafte Argumentation gelegt, die Mind-Sets der Verkäuferin hätten eben doch richtig gewirkt. Jedoch vermutete sie hinter dem Kunden „nahöstlichen“ Aussehens einen vermeintlichen Terroristen. Ihr Beispiel kann also durchaus als ein Beleg für die fehlinterpretierende Wirkkraft von Mind-Sets angeführt werden. Die Information über die eigentlichen Absichten des Mannes hätten die Glaubwürdigkeit des Vortrags abgeschwächt, obwohl ihre Nichterwähnung keine wissenschaftliche oder journalistische Sorgfalt verletzt. Die Autoren folgen hier Campenhausen, nach deren Auffassung nicht alle „Wenn und Aber“ im Rahmen der Wissenskommunikation erwähnenswert sind, sofern die inhaltliche Korrektheit gewährleistet bleibt (Campenhausen 2014: 41–43; vgl. auch Kaube 2012: 96).

In einem zweiten, ebenfalls auf einer wahren Begebenheit basierenden Beispiel wird der gleiche Effekt beschrieben, dieses Mal jedoch verkürzt, da die Kernaussage bereits beim ersten Fall deutlich geworden ist. In diesem Beispiel wird in den Vereinigten Staaten Terroralarm ausgelöst, weil ein italienischer Mathematikprofessor mit dunklem Teint während eines Fluges in Richtung der USA mathematische Formeln notierte, die ein Mitpassagier für arabische Schriftzeichen hielt. Die Darstellung dieses Beispiels ist im gleichen Stil wie das vorherige gehalten und dient der Untermauerung der Ausführung. Es wird hier nicht gesondert aufgeführt.



**Abb. 44:** „Zwei Beispiele, in denen aus Vorannahmen Vorurteile wurden: Unser Mind-Set zum islamistischen Terrorismus überträgt sich auf den Islam, (F) auf Muslime und fast im gleichen Atemzug auf Flüchtlinge, (F) und schließlich auf Menschen ‚nahöstlichen Aussehens‘ ... Erhalten wir Sinneseindrücke, die sich irgendwie im Rahmen dieser Phänomene bewegen –

**Abb. 45:** wie ein Flugzeug, (F) ein dunkler Teint (F) und arabisch aussehende Schriftzeichen,

**Abb. 46:** dann reicht ihre Kombination aus, damit unsere sensibilisierten Mind-Sets aus unserer Unsicherheit eine für uns sichere Schlussfolgerung ziehen: (F) Terrorgefahr.

**Abb. 47:** Und so kommt es, dass nicht nur über zwei Drittel der Deutschen ‚große Angst‘ vor Terror haben, (F) sondern auch 61 Prozent diese Terrorangst auf Flüchtlinge übertragen...“

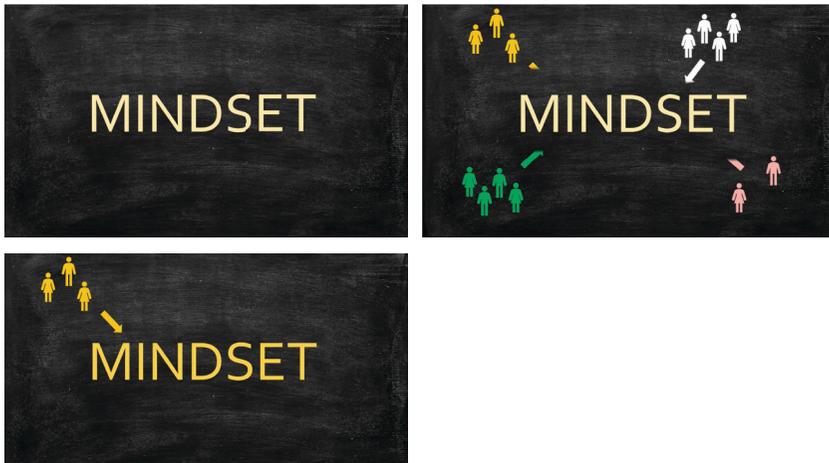
Dieser letzte Abschnitt des Hauptteils rekapituliert das Vorhergehörte zunächst und bringt die Informationen auf einen klaren Nenner. Dass es sich an diesem Punkt um eine erklärende Zusammenfassung des Vorherigen handelt, wird visuell unterstrichen: Bis auf das Symbol für eine Muslimin werden keine neuen Symbole eingeführt, die Zeichen für „Flugzeug“, „dunkler Teint“ und „arabisch aussehende Schriftzeichen“ sind dem Publikum bereits durch das vorangegangene zweite Beispiel vertraut, das hier nur paraphrasiert wurde.

Darauffolgend wird zum eingangs eröffneten Paradoxon ein Kreis geschlossen und die beiden Hauptpunkte – Terrorangst und Vorurteile/Pauschalierung – wieder aufgegriffen, auch stilistisch: Die Fragen, wie solche Umfrageergebnisse der RV Versicherungen zustande kommen konnten, werden nicht nur syntaktisch geradezu wörtlich wiederholt; auch die Foliengestaltung geht einen Schritt zurück und zeigt in gleicher Art wie zu Beginn nur die beiden Zahlen der Umfrage. Das Paradoxon ist auf wissenschaftlicher Basis beantwortet.

An diesem Punkt könnte der Vortrag beendet werden. Der Redner setzt hier auch zu einer kurzen Pause ein, um diesem „Abschlussgefühl“ entsprechenden Raum zu verleihen. Doch die dargestellte These ist angreifbar und noch nicht gefestigt, zudem sind noch nicht alle Ankündigungen des Redners aus dem Beginn eingelöst. Darum wird vor dem Abschluss der Präsentation noch ein weiterer Aspekt aufgegriffen.

### 3.5 Hartnäckigkeit der Mind-Sets

Der Schriftzug „Mindset“ ist zu Beginn der folgenden Sequenz in einem hellen Gelb gehalten und steht für eine Vorannahme: eine in doppelter Hinsicht bereits leicht gefärbte Sicht zu einem bestimmten Aspekt. Verschiedene Informationseindrücke wirken auf das Mind-Set ein, deren Widersprüchlichkeit durch eine unterschiedliche Farbgebung zum Ausdruck gebracht wird (Abb. 49). Aufgrund dieser unübersichtlichen Informationslage orientiert sich die Vorannahme an dem Informationseindruck, die ihr am nächsten erscheint: dunkelgelb. Die anderen Stimmen werden in der Konsequenz kognitiv, auf der Folie auch wörtlich, ausgeblendet (Abb. 50). Die Darstellung erfolgt sehr dynamisch, die Animationen laufen zeitgleich mit dem Vortragstext ab und bilden eine eigenständige, mit dem Vortrag des Redners aber dennoch kohärente Einheit.



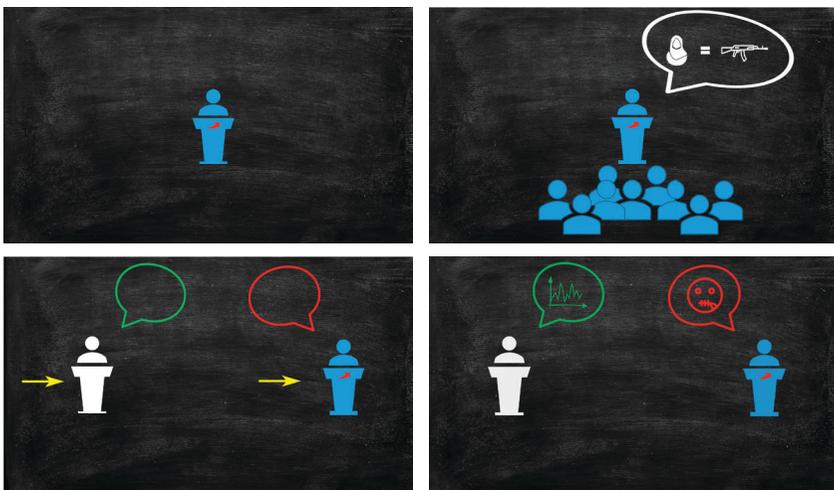
**Abb. 48:** „Warum ändern sich Mind-Sets dann nicht, wenn es solche Beispiele für ihre Fehlerhaftigkeit gibt? Das gemeine ist: Sind sie einmal etabliert, bleiben sie. Mind-Sets sind hartnäckig.“

**Abb. 49:** Ob öffentliche Stimmen ihnen widersprechen, ist ab einem gewissen Punkt unerheblich. Vorannahmen können kaum entkräftet werden und je widersprüchlicher die Informationslage, desto eher neigen wir dazu, an ihnen festzuhalten.

**Abb. 50:** Widersprechende Informationen werden so ausgeblendet und zustimmende Informationen abgespeichert.“

Im gesamten Vortrag folgte entweder auf eine abstrakte Erklärung ein konkretes Beispiel oder es bereitete umgekehrt ein konkretes Beispiel das Verständnis für eine abstrakte Erklärung vor. Auch beim letzten Aspekt wird diese Vorgehensweise eingehalten: Das Wirken von Mind-Sets bei einer unübersichtlichen, widersprüchlichen Informationslage wird an einem konkreten und aktuellen Beispiel erläutert (siehe Abb. 51–54).

Der letzte neue Aspekt, den der Redner eröffnet, ist zugleich der gestalterische „Höhepunkt“ der Präsentation. Die Animation erzählt den Inhalt nun fast von selbst, die Elemente agieren in einem Fluss. Nichtsdestotrotz wird die minimalistische, piktogrammatische Vorgehensweise beibehalten. Die „Gleichung“ in der Sprechblase ist ein Rückbezug auf die „Formeln“ der vorherigen Folien (Abb. 54). Mit dem roten Rechtspfeil auf blauem Grund wird zudem ein einfaches Mittel verwendet, um eine direkte Assoziation beim Publikum mit der rechtspopulistischen Partei AfD zu erzeugen. Da der Vortrag bisher neutral gehalten war, kann der plötzliche Schwenk ins Politische an dieser Stelle durchaus überraschend wirken.



**Abb. 51:** „Und dieser Aspekt – jetzt wird es politisch – spielt Parteien wie die [sic] AfD in die Arme...

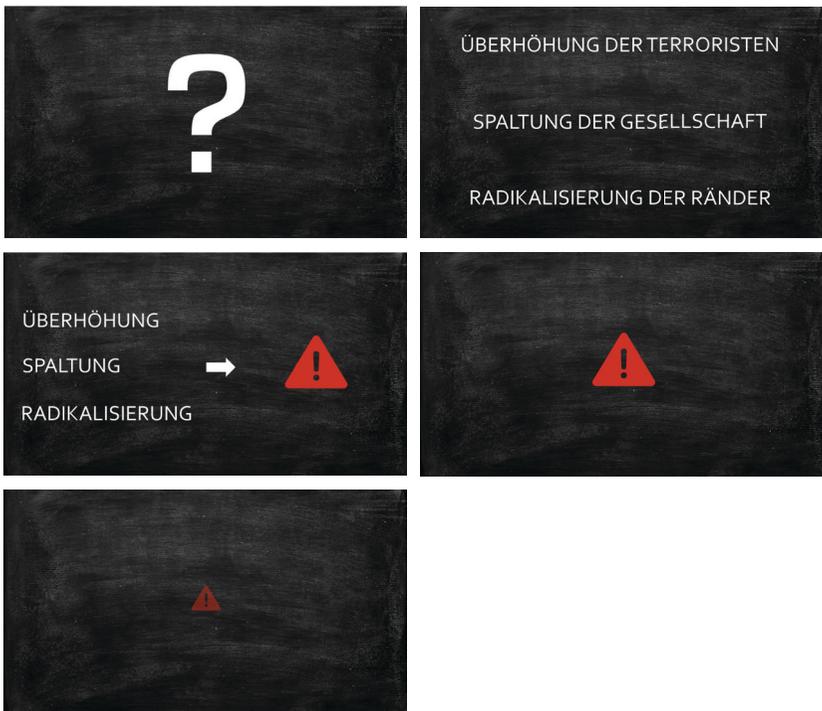
**Abb. 52:** Deren Erfolg ist unter anderem vom Bedrohungsgefühl durch muslimische Flüchtlinge abhängig.

**Abb. 53:** Darum zeichnen sie zu positiven Meldungen stets ein Gegenbild, das dieses Bedrohungsgefühl aufrechterhält... Wenn es in einer Meldung heißt:

**Abb. 54:** Die Anzahl an Kriminalitätsdelikten ist nach dem gewaltigen Zulauf muslimischer Flüchtlinge statistisch *nicht* gestiegen, so ist das Gegenbild: (F) Natürlich ist sie das nicht, Polizei und Politik verschweigen ja auch anderslautende Informationen!“

### 3.6 Abschluss und Botschaft

Das Publikum wurde nun nicht nur auf einer zwischenmenschlichen, sondern auch auf einer politischen Ebene für das Wirken von Mind-Sets sensibilisiert. Inhaltlich ist die Präsentation abgeschlossen – enden kann sie so nicht. Das Publikum erhält zum Abschluss noch eindeutige, zusammenfassende Stichwörter „zum Mitnehmen“. Hier löst der Redner nun seine Ankündigung vom Beginn ein: Das Aufzeigen der konkreten Gefahr, die wir uns selber schaffen:



**Abb. 55:** „Warum erzähle ich euch das alles? Das Denken und Handeln nach diesen Mind-Sets hat nämlich drei schwerwiegende Konsequenzen:

**Abb. 56:** Überhöhung der Terroristen [...]. (F) Spaltung der Gesellschaft... Das Denken in solchen Mind-Sets forciert eine Weltsicht, die die Gesellschaft in Uns und Andere teilt. Und das führt zu einer (F) Radikalisierung der Ränder.....Eine Spaltung erhöht die Gewaltbereitschaft politisch Extremer, sowohl im linken, als auch im rechten, als auch im islamistischen Bereich.

**Abb. 57:** ... und damit schaffen wir uns eine in letzter Konsequenz reale Bedrohung.

**Abb. 58:** Darum: Weist Andere auf diese Gefahr hin... und geratet nicht in Panik, wenn eine Schlagzeile wieder ‚Bombenalarm‘ heißt... kurz:

**Abb. 59:** Macht Terroristen nicht stärker als sie sind...“

Erneut erfolgt ein doppelter Dreischritt, auf drei Konsequenzen folgen dabei drei Aufforderungen. Die Konsequenzen haben dabei einen identisch wiederkehrenden syntaktischen Aufbau, ein einfaches Mittel, um ihren Stellenwert innerhalb des Vortrags als mitzunehmende „Message“ stilistisch hervorzuheben und es dem Publikum zu vereinfachen, sie in Erinnerung zu behalten. Sie werden den Zuhörer\_innen im Laufe des Vortrags zum Teil schon bewusst geworden sein, jedoch nicht klar und mit Nachhall wirkend ausformuliert. Hier erfolgt darum eine abschließende, eindeutige Zusammenfassung, die es dem Publikum abnimmt, sich selbst die Konsequenzen aus dem Gehörten „zusammenreimen“ zu müssen.

Die zweite Ankündigung des Redners ist nun erfüllt. Nachdem dem Publikum verdeutlicht wurde, dass unser Bedrohungsempfinden des islamistischen Terrorismus überzogen ist und in keinem Verhältnis zur tatsächlichen Gefahr steht, erfährt es abschließend, welche „reale Bedrohung“ wir uns in der Konsequenz selbst dadurch schaffen. Mit der Schlagzeile „Bombenalarm“ wird stilistisch auf den Einstieg zurückgegriffen und die zu Beginn des Vortrags eröffnete Klammer geschlossen. Der Vortrag endet, wie er begann: mit einer leeren Folie.

#### **4. Schlussbetrachtung**

Ziel dieser Arbeit war es, ein Verständnis für die verschiedenen Möglichkeiten der Kommunikation von Wissen zu etablieren. Hierfür wurden im ersten Teil der Untersuchung grundlegende Kommunikationstheorien vorgestellt und rhetorische und semantische Faktoren erläutert, die für die Wissenschaftskommunikation relevant sind. Dieser erste Hauptteil legte dar, wie komplexes Wissen und Forschungsergebnisse zielführend in die breite Öffentlichkeit getragen werden können. Da Forschungsarbeiten ohne aktives Zutun ihrer Beteiligten außerhalb des akademischen Fachkreises in der Regel ungehört bleiben, sind solche Kommunikationsprozesse unabhängigbar, um wissenschaftliche Erkenntnisse breitenwirksam im öffentlichen Diskurs zu etablieren. In den Worten Jürgen Kaubes:

Sie [die Wissenschaft] hat kein Publikum im selben Sinne wie es Theateraufführungen oder Wahlkämpfe haben, keine Kundschaft wie die Firmen und keine Zwangsinssassen wie die Schulen. Insofern hat sie zunächst auch keine Öffentlichkeit, die nicht durch sie selber gebildet würde (Kaube 2012: 98).

Der zugrunde liegende Ansatz erfolgreicher Wissensvermittlung ist die Reduktion von Komplexität zugunsten einer allgemeinen Verständlichkeit. Ziel jeder Wissenschaftskommunikation sollte es sein, das zu vermittelnde Wissen in prägnante Kernaussagen mit logischen Argumentationen und verständlichem Vokabular zu übertragen. Eine vielversprechende Strategie, dem anvisierten Publikum im Gedächtnis zu bleiben, ist dabei, die Emo-

tionsebene des Rezipienten anzusprechen und Ergebnisse beispielsweise als Teil einer subjektiv erfahrbaren Geschichte zu formulieren.

Die erläuterten Methoden sollen als Anknüpfungspunkte verstanden und abhängig von wissenschaftlicher Thematik und Kommunikationsformat austariert und bei Bedarf weiterentwickelt werden. Dies trifft auch auf den im zweiten Teil dieser Untersuchung detailliert beschriebenen Vortrag der Autoren zu. Dessen Analyse hat aufgezeigt, wie die im ersten Hauptteil erläuterten Methoden praktisch umgesetzt und gesellschaftlich relevante Forschungsergebnisse unter Berücksichtigung wissenschaftsjournalistischer Ansätze publikumsorientiert umgeformt werden können. Der zuvor als gewinnbringend herausgestellte Grundansatz, komplexe Sachverhalte auf ein verständliches Niveau herunterzubrechen, wurde im Verlauf der Vortragsanalyse bestätigt: Im Rahmen der akademischen Untersuchung relevante, für das Verständnis der Grundthematik jedoch unerhebliche Informationen wurden im Vortrag ausgeblendet, anschauliche und attraktions- sowie aufmerksamkeitssteigernde Elemente hingegen ergänzt. Theoretisch-abstrakte Ausführungen sind auf ein Minimum reduziert, stattdessen wird die Emotionsebene der Zuschauer durch personalisierte Geschichten oder anschauliche Analogien angesprochen. Indem der Redner regelmäßig auf bereits bekannte Punkte und etablierte Piktogramme zurückgreift oder noch folgende Aspekte ankündigt (zum Teil im Rahmen einer selbst gestellten Frage), verliert sich das Publikum nicht in der Fülle der angebotenen Informationen. Auf diese Weise kann die Kernaussage von Andreas Bocks Aufsatz fundiert und einprägsam vermittelt werden.

Im Hinblick auf die beschriebene öffentlichkeitsorientierte Wissensvermittlung müssen Paradigmen verfolgt werden, die mit den einzuhaltenden Standards innerhalb des Forschungsprozesses und dem wissenschaftlichen Diskurs nicht unbedingt zusammenfallen. Nicht alle Zahlen sind erwähnens-, nicht jedes „Wenn und Aber“ nennenswert. Darum sei an dieser Stelle noch einmal betont, dass die oben beschriebenen Herangehensweisen ausschließlich dem Zweck einer Kommunikation von Wissenschaft an die Öffentlichkeit dienen und nicht auf die universitäre Lehre oder gar auf die Kommunikation innerhalb des Forschungsdiskurses übertragbar sind. Gleiches gilt für andere öffentlichkeitsorientierte Vermittlungsansätze wie dem PUR-Modell, das einen kritischen und transparenten Dialog zwischen Öffentlichkeit und Wissenschaft noch während des Forschungsprozesses beschreibt.

Im aktuellen politischen und gesellschaftlichen Klima scheinen wissenschaftliche Erkenntnisse zunehmend infrage gestellt zu werden. Umso wichtiger ist es, dass die Forschung sich diesen Herausforderungen und Wandlungsprozessen stellt und ihre Ergebnisse nicht nur fachintern diskutiert, sondern aktiv dem öffentlichen Diskurs zur Verfügung stellt. So gewährleistet sie, ihre Legitimität langfristig zu bewahren. Dies gilt insbesondere in Anbetracht drängender öffentlicher und politischer Themen wie die Angst vor Terrorismus, die in sozialen Medien, Feuilleton-Artikeln und Talkshows tagtäglich diskutiert werden – häufig ohne Einbezug wissenschaftlich gesicherter Erkenntnisse. Die in dieser Untersuchung vorgestellten Ansätze

bieten eine Orientierung für solch eine verbesserte Wissenschaftskommunikation.

## Anmerkungen

- 1 URL: <https://vimeo.com/279411211>.
- 2 Da es sich bei der vortragenden Person um einen Mann gehandelt hat, wird in diesem Fall ausschließlich die männliche Form verwendet.
- 3 Das Symbol zu „Terror“ erscheint im eigentlichen Vortrag beim Begriff „Terroranschlag“, die „9“ hingegen erst bei der Erwähnung der Zahl Neun. Zur Vereinfachung wurde darauf verzichtet, diesen Prozess in einer separaten Abbildung darzustellen.
- 4 Dieser Satz wurde für die Videofassung abgeändert. In der Vortragssituation lautete er: „Die Ursache liegt hier drin“, einhergehend mit einer Handbewegung des Redners zur Stirn.
- 5 Für die Folien wählten die Autoren aus stilistischen Gründen die Schreibweise ohne Bindestrich.
- 6 Auf dem Pfeil ist „Mindset“ zu lesen.

## Literatur

- Anderson, Chris (2016). *TED Talks: The official TED guide to public speaking*. London: Houghton Mifflin Harcourt.
- Beth, Hanno und Harry Pross (1976). *Einführung in die Kommunikationswissenschaft*. Stuttgart: Kohlhammer
- Bock, Andreas M. (2017). Islamistischer Terrorismus: Die konstruierte Bedrohung. *Zeitschrift für Außen- und Sicherheitspolitik* 10, 2, 245–265.
- Bodmer, Walter (1988). Interview. In: Lewis Wolpert und Alison Richards (eds.). *A passion for science*. Oxford: Oxford University Press.
- Bodmer, Walter und Janice Wilkins (1992). Research to improve public understanding programmes. *Public Understanding of Science* 1, 1, 7–10.
- Böhringer, Joachim, Peter Bühler, Patrick Schlaich und Dominik Sinner (2014). Zeichen und Grafik. In: Joachim Böhringer, Peter Bühler, Patrick Schlaich und Dominik Sinner (eds.). *Kompendium der Mediengestaltung*. Berlin und Heidelberg: Springer, 282–342.
- Campenhausen, Jutta von (2014). *Wissenschaft vermitteln. Eine Anleitung für Wissenschaftler*. Wiesbaden: Springer.
- Erlhoff, Michael (2008). Kommunikation. In: Michael Erlhoff und Timothy Marshall (eds.). *Wörterbuch Design*. Basel: Birkhäuser, 231–234.
- Gloning, Thomas (2011). Interne Wissenschaftskommunikation im Zeichen der Digitalisierung. Format, Nutzungsweisen, Dynamik. In: Thomas Gloning und Gerd Fritz (eds.). *Digitale Wissenschaftskommunikation. Formate und ihre Nutzung*. Gießen: GEB, 3–33.

- Godlewsky, Tanja (2008). Piktogramm. In: Michael Erlhoff und Timothy Marshall (eds.). *Wörterbuch Design*. Basel: Birkhäuser, 311–312.
- Kaube, Jürgen (2012). Debatte: Wissenschaft, Journalismus, Übersetzung. *Zeitschrift für Kulturwissenschaften* 6, 2, 93–100.
- Robey, Ethan (2008). Symbol. In: Michael Erlhoff und Timothy Marshall (eds.). *Wörterbuch Design*. Basel: Birkhäuser, 387–388.
- Scherzler, Diane (2008). Wissenschaft und Journalismus. Über die Problematik des Blicks von außen. Eine Erwiderung zu Metin Yeşilyurts Beitrag in den Archäologischen Informationen 30(2) von 2007. *Archäologischen Informationen* 31, 1&2, 127–135.
- Weitze, Marc-Denis und Wolfgang M. Heckl (2016). Gläserne Wissenschaft. In: Dies. (eds.). *Wissenschaftskommunikation. Schlüsselideen, Akteure, Fallbeispiele*. Berlin und Heidelberg: Springer, 169–179.

*Kai Frederik Jostmeier*  
*Moltkestraße 7*  
*D-55118 Mainz*  
*E-Mail: kai.jostmeier@mailbox.org*

*Philemon Schick*  
*Klosterhof 12a*  
*D-89143 Blaubeuren*  
*E-Mail: philemon.schick@outlook.de*

*Max Schweizer*  
*Roßbergstraße 36*  
*D-72072 Tübingen*  
*E-Mail: maschweizer22@gmail.com*